

# Rosenland



## Zeitschrift für lippische Geschichte

Nr. 10

Juni 2010

### Inhaltsverzeichnis

### Editorial

<b>Editorial</b>	1
<b>Beiträge</b>	
Jürgen Hartmann: Die Erinnerungen Julius Kleebergs an seine Kindheit und Jugend in Salzuflen und Bösingfeld 1899 – 1908	2
Andreas Ruppert: Der Weinbergfriedhof in Detmold	26
Thomas Dann: „Ein poetischer Gedanke in hoher künstlerischer Vollendung ausgeführt“ – Der Donopbrunnen in Detmold	42
<b>Rezensionen</b>	
Linde, Roland: Wöbbel – Geschichte eines Dorfes in Lippe. ( <i>Andreas Ruppert</i> )	58
Strohmann, Dirk: Das Empfangsgebäude des Detmolder Bahnhofs und sein Fürstenzimmer. ( <i>Andreas Ruppert</i> )	59
Meier, Frank: Felix Fechenbach Lesebuch. ( <i>Jürgen Hartmann</i> )	59
<b>Impressum</b>	60

Fünf Jahre „Rosenland“ und zehn Ausgaben – ein Grund zur Freude und zu – wiewohl eingeschränkter - Zufriedenheit. Freude, denn „Rosenland“ ist angenommen worden, wird gelesen, zitiert, kommentiert, und – manchmal spöttisch, manchmal besorgt – nachgefragt, wenn wieder einmal das Erscheinen einzelner Ausgaben verschoben werden musste.

Eingeschränkte Zufriedenheit, weil die Herausgeber gerne mehr Ausgaben produziert hätten. Aber die Bedingungen sind nicht immer so, und „Rosenland“ war mit dem Anspruch absoluter Freiheit der Herausgeber gegründet worden. Das soll auch so bleiben.

Bleiben soll auch weiterhin die Zielrichtung: Kritische historische Analysen der Lokal- und Regionalgeschichte anzubieten, die jenseits von Anekdotenhaftem und Allgemeinem die Interdependenz von „großer“ und „kleiner“ Geschichte aufzeigen sollen.

Wie bisher sind unsere Leserinnen und Leser aufgefordert, ihre Scheu vor dem digitalen Medium abzulegen und sich mit eigenen Beiträgen zu beteiligen.

### Die Erinnerungen Julius Kleebergs an seine Kindheit und Jugend in Salzuflen und Bösingfeld 1899 – 1908

von Jürgen Hartmann

#### Einleitung

Als Julius Kleeberg am 15. August 1988 mit 94 Jahren in Haifa verstarb<sup>1</sup>, hinterließ er zahlreiche Notizbücher, in denen er Erinnerungen an die Stationen seines Lebens niedergeschrieben hatte. Diese Eintragungen waren die Vorbereitung für eine Autobiographie, die er noch im hohen Alter zu veröffentlichen gedachte. Nach seinem Tod verarbeiteten seine Frau Anni und sein Freund Philip Gillon einen Teil der Notizen zu einer Lebensgeschichte für die Jahre seit 1930, dem Zeitpunkt der Auswanderung Kleebergs nach Palästina. Sie erschien 1992.<sup>2</sup> Zwei Jahre später übergab Anni Kleeberg dem Leo-Baeck-Institut in New York ein Manuskript, das sie aus den Notizbüchern erstellt hatte und welches das Leben ihres 1894 in Bösingfeld geborenen Ehemanns von seiner Kindheit in Salzuflen, über seine Jugend in Düsseldorf und sein Studium in Heidelberg bis zu seiner Emigration behandelt. Das Manuskript wurde vom Verfasser bei Recherchen zur Lebensgeschichte Artur Schweriners, der von 1903 bis 1906 in Salzuflen als Lehrer der Synagogengemeinde und als Journalist tätig war, entdeckt.<sup>3</sup>



*Julius Kleeberg in den 1930er Jahren.  
Foto mit freundlicher Genehmigung der  
S. Karger Verlags AG, Basel (s. Anm. 2).*

Das von Anni Kleeberg verfasste Manuskript ist eine weitestgehend chronologische Zusammenstellung der Erinnerungen ihres Ehemannes.<sup>4</sup> Am Text wird deutlich, wie diese Erinnerungen naturgemäß mit zunehmendem Lebensalter in ihrer Qualität dichter, konkreter und besser in die Zusammenhänge eingeordnet sind. Julius Kleebergs „Memoiren“ setzen etwa 1899 – da ist er fünf Jahre alt – ein. Es verwundert daher nicht, dass gerade die Aussagen für die Anfangsjahre eher ungenau sind. Im Manuskript finden sich Sprünge, nicht selten

doppeln sich Angaben. Die wiedergegebenen Auszüge über die Zeit in Salzuflen und Bösingfeld bis 1908 sind daher noch einmal neu bearbeitet und eingeordnet worden.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Lothar Mertens: Deutschland und Israel. Ausgewählte Aspekte eines schwierigen Verhältnisses. München 2006, S. 87. Andere Quellen nennen mitunter den 15. April 1988 als Todesdatum.

<sup>2</sup> Philip Gillon (Hg.): Recollections of a Medical Doctor in Jerusalem. From Professor Julius J. Kleeberg's Notebooks 1930-1988. Basel u.a. 1992. Ein zweiter Vorname ist übrigens im Geburtsregister nicht eingetragen.

<sup>3</sup> Vgl. Jürgen Hartmann/Dietmar Simon: Artur Schweriner (1882-1941) – Eine Projektskizze, in: Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte, 3 (2006), S. 38-45.

<sup>4</sup> Der Verbleib des Nachlasses und der Notizbücher nach dem Tod Anni Kleebergs ist unbekannt.

<sup>5</sup> Das Manuskript befindet sich im Leo Baeck Institute (LBI), New York, unter der Signatur ME 992. Dem LBI sei für die Genehmigung zur Veröffentlichung der Auszüge gedankt.

## Anmerkungen zur Familie Kleeberg<sup>6</sup>

Julius Kleeberg kam am 10. Juli 1894 als Sohn von Wilhelm und Sophie Kleeberg in Bösingfeld zur Welt. Vater Wilhelm (geb. 18. Dezember 1866 in Bösingfeld) hatte ein Jahr zuvor Sophie Lebenbaum (eigentlich: Sara Lebenbaum, geb. 21. Oktober 1869 in Holzminden) geheiratet. Vermutlich hatte er sie bei Verwandten kennen gelernt.<sup>7</sup> Nach der Hochzeit war das Paar zu Wilhelms Eltern nach Bösingfeld gezogen. Julius' Großeltern führten dort ein Textil- und Manufakturwarengeschäft, in dem auch zwei jüngere Brüder Wilhelms, David (geb. 1869) und Julius (geb. 1872), beschäftigt waren. Am 17. Juli 1895 kam Tochter Herta zur Welt. Am 30. März 1896 meldete sich die vierköpfige Familie Kleeberg nach Salzuflen ab. Man bezog eine Wohnung im Haus Lange Straße 14. Etwa 1903 nahmen die Kleebergs Sophies verwitwete Mutter Nanny Lebenbaum auf.<sup>8</sup>

Wilhelm Kleeberg, der eine kaufmännische Ausbildung in Hamburg absolviert hatte, war Pächter eines städtischen Steinbruchs am Obernberg in Salzuflen. In Dehme bei Bad Oeynhausen betrieb er zudem - gemeinsam mit dem Bankkaufmann Siegfried Salomon - seit etwa 1905 eine Ziegelei.<sup>9</sup> Die Erinnerungen Julius Kleebergs zeichnen das Bild einer weltoffenen, toleranten, technik- und fortschrittsinteressierten bürgerlichen Familie. Dementsprechend tritt bereits in den Ausführungen zur Kindheit die Begeisterung für Wissenschaft und insbesondere die Medizin deutlich zu Tage. In religiösen Belangen rechneten sich die Kleebergs wie die meisten jüdischen Familien im damaligen Fürstentum Lippe zum Reformjudentum. Die Religion spielte in der Wahrnehmung des jungen Julius eher eine unbedeutende Rolle. So schreibt er zwar von seiner Bar-Mitzwah im Alter von 13 Jahren, erinnert sich dabei aber in erster Linie an die Geschenke und ein damit verbundenes Ereignis. Über jüdisches Leben, wie über den Besuch der jüdischen Schule, in welcher der Religionsunterricht erteilt wurde, oder über Kontakte mit den Lehrern der Gemeinde oder anderen jüdischen Familien erfahren wir hingegen nichts. Tatsächlich war das Gemeindeleben in Salzuflen und Schötmar – wie auch in anderen lippischen Gemeinden um jene Zeit – weitgehend verflacht.<sup>10</sup> Vorhandene Protokollbücher wie das der Schötmaraner Gemeinde oder Vermerke über Vorstandswahlen zeugen von selten einberufenen und oftmals nicht beschlussfähigen Versammlungen. Trotzdem waren sich die Kleebergs ihres Judentums bewusst und engagierten sich. Aus einer Aufstellung der Synagogengemeinde Salzuflen geht hervor, dass Wilhelm Kleeberg von Juni 1903 bis mindestens 1905 als Rechnungsführer im Vorstand tätig war.<sup>11</sup>

Die liberale Einstellung in religiösen Belangen setzte sich im Bereich der Politik fort. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts existierten in Salzuflen wie in Lippe drei liberale Parteien: die Nationalliberalen um den Salzufler Fabrikanten Leberecht Hoffmann im rechten Bereich, der „alte“ Freisinn, dessen Salzufler Ortsvereinsvorsitzender der Zeitungsverleger Heinrich Uekermann war, sowie die um die Jahrhundertwende

---

<sup>6</sup> An dieser Stelle einen großen Dank für zahlreiche freundliche Hinweise zur Familie Kleeberg und zu den Verhältnissen in Salzuflen an Dr. Stefan Wiesekopsieker, Bad Salzuflen.

<sup>7</sup> Im nahe Holzminden gelegenen Boffzen lebten Angehörige der Familie Kleeberg. Bei David Kleeberg (geb. 15. Januar 1835 in Bösingfeld, gest. 16. September 1910 in Boffzen) handelte es sich vermutlich um einen Onkel Wilhelm Kleebergs. David Kleeberg war mit Mina Lebenbaum verheiratet, Sophie Kleeberg eine Nichte der beiden. Freundlicher Hinweis von Klaus Kieckbusch, Holzminden.

<sup>8</sup> Nanny Lebenbaum (geb. 22. August 1837 in Hamburg). Sie verstarb mit 100 Jahren am 10. Oktober 1937. Hinweis von Klaus Kieckbusch, Holzminden.

<sup>9</sup> Mitteilung des Stadtarchivs Bad Oeynhausen vom 3. Mai 2010.

<sup>10</sup> Vgl. Protokollbuch der Synagogengemeinde Schötmar, 1881-1915, in: Landesarchiv NRW Abteilung Ostwestfalen-Lippe (LAV NRW OWL), L 113 Nr. 1283, sowie die Mitteilungen der Salzufler Synagogengemeinde an die Stadt über die Ergebnisse der Vorstandswahlen; in: Stadtarchiv Bad Salzuflen, B 206.

<sup>11</sup> Stadtarchiv Bad Salzuflen, B 206.

entstandene linksliberale Bewegung des Verlegers der Lippischen Landeszeitung und des späteren Landtags- und Reichstagsabgeordneten Adolf Neumann-Hofer.<sup>12</sup>

**Salzflun.**  
— Folgende Erklärung von 8 Stadtverordneten geht uns mit der Bitte um Aufnahme zur Unterzeichnete Stadtverordnete stehen nicht an, öffentlich zu erklären, daß die Ausführungen unsrer Kollegen August Wörth über die Einseitigkeit der Berichterstattung des „Allgemeinen Anzeigers“, soweit solche die Stadtverordneten-Sitzungen betrifft, völlig berechtigt sind.  
Ehmrhr. Kleeberg, Deberßen, Strate,  
Dr. R. Meyer, E. Harlmann, Imfer, Koch.  
— Die Stadtverordneten...

Von Wilhelm Kleeberg mitunterzeichnete Erklärung  
der linksliberalen Stadtverordneten in Salzflun.  
Lippische Landeszeitung vom 31. März 1906.

Wilhelm Kleeberg engagierte sich für letztere. Am 27. November 1901 wurde er in der Wählerklasse III erstmals in die Stadtverordnetenversammlung gewählt.<sup>13</sup> Der *Allgemeine Anzeiger für Salzflun und Umgebung* schrieb dazu: „Bei der heutigen Stadtverordnetenwahl der III. Klasse übten von 832 Wählern 595 Wähler ihr Wahlrecht aus. Die überaus große Wahlbeteiligung (ca. 71 %) wurde durch eine überaus eifrige Agitation zu Gunsten des Steinbruchpächters Kleeberg herbeigeführt, wobei einzelne entfernt wohnende Wähler per Wagen zum Wahllokal geschafft wurden. Die Sozialdemo-

kratie hatte bei dieser Wahl auf die Aufstellung eines eigenen Kandidaten zu Gunsten der Candidatur Kleeberg verzichtet.“<sup>14</sup> Im November 1907 wurde er erneut gewählt.<sup>15</sup> Wilhelm Kleeberg war damit der einzige jüdische Stadtverordnete, den es je in Salzflun gab.

Die Familie Kleeberg verzog im Mai 1908 nach Duisburg.<sup>16</sup> Der Vater sollte dort in der Filiale der Getreidehandlung Lebenbaum arbeiten und sich für spätere Aufgaben als Zweigstellenleiter qualifizieren. Ein gutes Jahr später wurde die Filiale nach Düsseldorf verlegt und fortan von Wilhelm Kleeberg geführt. Offiziell meldete sich die Familie im Oktober 1909 in der Remscheider Straße 1 in Düsseldorf an.<sup>17</sup>

Julius Kleeberg besuchte das Gymnasium in Düsseldorf. Sein Religionslehrer dort war der spätere Berliner Rabbiner Dr. Leo Baeck. 1913 nahm er das Studium der Medizin in Heidelberg auf und wurde Mitglied der jüdischen Burschenschaft „Bavaria“. Von April 1916 an leistete Kleeberg als Unterarzt im Kriegslazarett in Antwerpen Dienst, geriet bei Kriegsende in Gefangenschaft und kehrte im Frühjahr 1919 nach Deutschland zurück.<sup>18</sup> Anschließend studierte er Pathologie in Düsseldorf und Bonn sowie nach seiner Promotion 1920 Chemie in München.<sup>19</sup> Von 1920 bis 1923 führte er Studien am Medizinischen Institut in Düsseldorf durch und wurde dort zum Ziel antisemitischer Hetze. Über Wochen hinweg fand er jeden Morgen einen antisemitischen Zettel an seinem Arbeitsplatz, der – wie er feststellte – von einer Sekretärin dort abgelegt wurde. Als er sich an den Vorgesetzten wendete, bagatellierte dieser den Zwischenfall. Mehr noch: Ein Oberarzt und vier Assistenten unterzeichneten eine Eingabe, in welcher sie erklärten, nicht mehr weiter mit ihm, dem Juden, arbeiten zu wollen. Kleeberg wechselte nach Berlin an das Rudolf-Virchow-Krankenhaus. 1925 ging er als Assistent der Medizinischen Fakultät an die Universität Frankfurt.

<sup>12</sup> Bereits von 1894 bis 1897 existierte ein Liberaler Bürgerverein, der linksliberal ausgerichtet war. Hinweis von Stefan Wiesekopsieker, Bad Salzflun.

<sup>13</sup> Stadtarchiv Bad Salzflun, B 754.

<sup>14</sup> Allgemeiner Anzeiger für Salzflun und Umgebung vom 28. November 1901.

<sup>15</sup> In der Wählerliste von 1907 ist Wilhelm Kleeberg in der II. Klasse verzeichnet. Vgl. Stadtarchiv Bad Salzflun, B 889.

<sup>16</sup> In Duisburg lebte die Familie in der Prinzenstraße 77. Auskunft des Stadtarchivs Duisburg an den Verfasser, 16. April 2010.

<sup>17</sup> Die Familie meldete sich im April 1913 in der Rochusstraße 44 an. Auskunft des Stadtarchivs Düsseldorf an den Verfasser, 14. April 2010.

<sup>18</sup> 1923 war Julius Kleeberg Mitherausgeber eines Gedenkbuches der Düsseldorfer Ortsgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten für die Gefallenen der Stadt. Vgl. Max Wetzler/Julius Kleeberg: Gedenkbuch zu Ehren der im Weltkrieg 1914/18 gefallenen jüdischen Krieger der Stadt Düsseldorf. Herausgegeben vom Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, Ortsgruppe Düsseldorf. Düsseldorf 1923.

<sup>19</sup> Einige Veröffentlichungen Julius Kleebergs: Pathologie und Klinik der Blasentumoren, 1920; Die Nährpräparate mit besonderer Berücksichtigung der Sauermilcharten (gemeinsam mit Dr. Hans Joseph Behrendt), Frankfurt 1929; Eide und Bekenntnisse in der Medizin. Eine Anthologie, Basel/München 1979.

1929 wurde ihm von Professor Bieling, der ein Jahr zuvor als Nichtjude Palästina besucht hatte und den Kontakt zu Medizinern dort hielt, das Angebot für eine Leitungsposition im Bikkur-Cholim-Krankenhaus in Jerusalem unterbreitet. Im Januar 1930 reiste der Nichtzionist Kleeberg nach Palästina, anfangs ohne die Absicht, dauerhaft zu bleiben. Bereits 1931 wurde er Chefarzt der Inneren Medizin an der Hadassah-



*Todesanzeige für Sophie Kleeberg, Aufbau vom 23. August 1946.*

Universitäts-Klinik in Jerusalem. Die Ereignisse in Deutschland 1933 machten jeden Gedanken an eine Rückkehr in die alte Heimat zunichte. Julius Kleeberg machte in Palästina Karriere. Im März 1934 folgten Wilhelm und Sophie ihrem Sohn nach Palästina. Der Vater starb im Februar 1939<sup>20</sup>, die Mutter im Juni 1946.<sup>21</sup> Im Mai 1939 heiratete Julius Anni Schwabacher-Schindler.<sup>22</sup> 1949 arbeitete er als Professor für Medizin an der Hebrew University Jerusalem und bildete Ärzte aus. Nach einem Arbeitsaufenthalt in New York, wo seine Schwester Herta lebte<sup>23</sup>, nahm er 1958 für ein Jahr eine Gast-Professur an der Universität in Frankfurt an. Bis ins hohe Alter hinein war Kleeberg Berater der Rothschild-Universitäts-Klinik in Haifa.<sup>24</sup>

## Julius Kleeberg: Die Erinnerungen an Kindheit und frühe Jugend in Salzuflen und Bösingfeld

### Die Großeltern Kleeberg in Bösingfeld



*Anzeige des Geschäfts S. Kleeberg, etwa Ende des 19. Jahrhunderts.*

Sie [die Großmutter]<sup>25</sup> hatte fast das blühende Manufakturwarengeschäft der Söhne im Dorfe Bösingfeld schwer geschädigt, weil sie den jungen Mädchen und Burschen, die sich gerne neue Kleider kaufen wollten, mit großem Schimpfen ins Gewissen redete, sie sollten sparen, dicke schwere und lange haltende Kleider kaufen und „nicht mit der neumodischen Welt gehen“.

Als eines Tages sein Freund, der Dachdecker B.<sup>26</sup>, ein himmellanger 2-Meter spindeldürrer Mann zu ihm [dem Großvater]<sup>27</sup> kam, um anzukündigen, dass er sich „chewochen habe und akkrat soviel wie Bismarck wiege weniger dreihundert Chramm“ (im lippisch-westfälischem Dialekt), sagte mein Großvater sofort: „Ja, die fehlen dir da

<sup>20</sup> Notiz über den Tod Wilhelm Kleebergs, in: Palestine Post (Jerusalem) vom 15. Februar 1939.

<sup>21</sup> Notiz über den Tod Sophie Kleebergs, in: Palestine Post (Jerusalem) vom 21. Juni 1946; Todesanzeige für Sophie Kleeberg, in: Aufbau (New York) vom 23. August 1946.

<sup>22</sup> Notiz über die Eheschließung, in: Palestine Post (Jerusalem) vom 12. Mai 1939. Anni Schindler wurde 1906 in Hamburg geboren, sie lebte seit 1923 in der Schweiz.

<sup>23</sup> Herta Kleeberg heiratete 1929 den Pathologen Dr. Joseph Tannenbergs (geb. 30. Oktober 1895 in Schenkengsfeld/Hessen, gest. 8. Mai 1971 in Batavia, New York) und brachte die Söhne Walter (1931) und Alf Michael (1934) zur Welt. Sie starb am 12. Dezember 1986 bei New York. Vgl. Renate Heuer/Siegbert Wolf (Hg.): Die Juden der Frankfurter Universität. Frankfurt 1997, S. 377.

<sup>24</sup> Die biographischen Angaben sind im Wesentlichen dem Manuskript sowie den 1992 erschienenen Erinnerungen entnommen. Vgl. auch Renate Heuer/Siegbert Wolf (Hg.): Die Juden der Frankfurter Universität. Frankfurt 1997, S. 216.

<sup>25</sup> Die Großmutter verstarb 1917 mit 82 Jahren.

<sup>26</sup> Begemann. Der Dachdecker wird an späterer Stelle namentlich genannt.

<sup>27</sup> Der Großvater S. Kleeberg verstarb um 1899.

oben“ und zeigte mit dem Finger auf seine Stirn. Er wurde nur 62 Jahre alt. Mein Vater nahm mich mit an sein Krankenbett. Da lag er still, gelb im Gesicht, aber friedlich und anscheinend ohne Schmerzen. Der Dorfarzt<sup>28</sup> hatte keine sichere Diagnose gestellt, große Untersuchungen machte man nicht einmal in den Städten – es war 1899 – und Röntgen hatte erst drei Jahre vorher seine berühmten Strahlen entdeckt. [...] Ich nehme an, dass es sich beim Großvater um einen Leberkrebs gehandelt hat.

## Die Großeltern Lebenbaum in Holzminden

Mein Großvater war ein witziger und schlagfertiger Mann.<sup>29</sup> Die Großeltern waren fromme (nicht orthodoxe) Juden und christliche Feste wurden nicht gefeiert – aber der Großvater, von großer Toleranz und common sense, fand, dass der Anfang des neuen Jahrhunderts eine Ausnahme verlange – und schließlich war ja der Anfang eines Kalenderjahres ohne religiösen Untergrund. Am Neujahrstag 1900 hatten meine Großeltern meine Mutter, den Vater und mich und meine Schwester nach Holzminden an der Weser eingeladen, und ebenso den Sohn aus Hamburg<sup>30</sup> mit Frau und Tochter, dieses große Ereignis, den Beginn eines neuen Jahrhunderts, zusammen zu feiern. Nach dem guten Abendessen stellte mein Onkel einen Kasten auf den Tisch, drehte mit der Hand ein Uhrwerk an, legte eine schwarze dünne runde Platte auf dieses sich drehende Uhrwerk. Und da geschah etwas Unglaubliches: ein Mann sang ein schönes Lied, das ich bis heute im Ohr habe: „Winterstürme wichen dem Wonnemond“<sup>31</sup>. Wie konnte aus einem Holzkasten eine Menschenstimme kommen? Als eine Militärkapelle einen Marsch wirklich mit Pauken und Trompeten spielte, war ich überzeugt, dass hier Magie (Zauberei, sagten wir Kinder) gemacht wurde. Ich war ganz aus dem Häuschen.

## Der Vater Wilhelm Kleeberg

Mein Vater hatte nur eine Gymnasialschulbildung bis Obertertia. Er musste das Gymnasium in Rinteln (Weser) verlassen, weil er seinen Klassenlehrer ins Gesicht geschlagen hatte: der hatte ihn einen „ungezogenen faulen Judenbengel“ genannt. Er ging daraufhin in die kaufmännische Lehre nach Hamburg und heiratete mit 25 Jahren meine Mutter. Sie lebten nur etwas über ein Jahr in dem kleinen fürstlich-lippischen Dorf [Bösingfeld], und siedelten dann, nach der Geburt von mir und 12 Monate später meiner Schwester, über nach dem Solbad Salzuflen.

Mein Vater war nur 1,60 Meter groß, aber von sehr kräftigem Körperbau und großem physischem Mut. Außer seinem Ulkus (Duodenal- oder Zwölffingerdarm-Geschwür) und einer kurzdauernden Kurunkulose, erinnere ich mich an keine ernste oder sogar leichtere Erkrankung. Auf der Schule war er ein hervorragender Turner. Er bekam öffentliches Lob dafür. Die Engländer hätten für diese Eigenschaften mehr Verständnis und Zeichen sichtbarer Anerkennung gehabt. Ohne je eine technische Ausbildung besessen zu haben, hatte er eine natürliche Begabung und Interesse für technische Dinge. Diese Gaben setzte er mehrfach zum Besten seiner Vaterstadt ein. Alle diese guten Bürgereigenschaften, verbunden mit einem starken Rechtsgefühl und ebenso starkem sozialen Empfinden, führten zu seiner Wahl als Stadtrat<sup>32</sup> – das erste und das

---

<sup>28</sup> Vermutlich Dr. Heinrich Schleyer, s. Anm. 64.

<sup>29</sup> Meier Lebenbaum (geb. 24. oder 29. Dezember 1829 in Boffzen) war Frucht- und Getreidehändler. 1866 heiratete er Nanny Jonas (geb. 22. August 1837 in Hamburg). Meier Lebenbaum verstarb am 27. oder 28. November 1902 in Holzminden. Vgl. auch Klaus Kieckbusch: Von Juden und Christen in Holzminden 1557-1945. Ein Geschichts- und Gedenkbuch, 1998, S. 338 f.

<sup>30</sup> Hans Julius (eigentlich: Isidor) Lebenbaum (geb. 31. März 1867 in Holzminden), s. Anm. 65.

<sup>31</sup> Dabei handelt es sich um Sigmunds Liebeslied aus Richard Wagners „Die Walküre“.

<sup>32</sup> Eigentlich: Stadtverordneter.

letzte Mal, dass man einen Juden in die Stadtverwaltung<sup>33</sup> gewählt hat. Seine zwei Hauptverdienste dort sind: Sein Eifer für die Anlage einer Wasserleitung aus den Quellen vom Waldrand der Stadt, ein Projekt, das natürlich von mehr als nur einem Bürger gewünscht wurde, aber er war eine der treibenden Kräfte. Die Stadt hatte ein großartiges, wohlschmeckendes und einwandfreies Trinkwasser.<sup>34</sup> Die zweite Leistung war sein erbitterter Kampf mit der Fabrikantenhierarchie, um die unzureichenden Löhne der Arbeiter zu verbessern. Es gelang ihm; zwar zur Dankbarkeit der Arbeiter, aber zur gefährlichen Feindschaft der regierenden Kapitalskaste.

Sein Bürgersinn hatte auch eine tragikomische Seite. Er war einer der Kapitäne der freiwilligen Feuerwehr. Es brannte in Salzuflen mit seinen schönen Häusern aus Stein und Holzfachwerk nicht gerade selten. Ich erinnere mich, dass mehr als ein Mal meine Mutter uns abends aus den Betten holte, teils um uns Kinder zu beruhigen, teils um nötigenfalls doch schnell das Haus zu verlassen, wenn es in der Nachbarschaft brannte. Es war jedes Mal ein großartiger Anblick: Schrecken und Gewalt der Flammen. Nun war es eine ausgemachte Sitte, dass nach erfolgreichem Löschen des Feuers das Löschen des Durstes der tapferen freiwilligen Feuerwehrleute sich anschloss. Der enorme Konsum an Essen und noch mehr an Bier war für meine Mutter ein echter Grund zur Sorge, weil mehr als ein Mal solch einer Heldenfeier der Feuerbekämpfer ein Aufflammen des Ulkus bei meinem Vater folgte, mit drei und vier Wochen Schmerzenslager. Überflüssig zu sagen, dass kein Arzt damals eine Zwölffingerdarm-Geschwür-Diagnose stellen konnte und ein Heilmittel - außer strenger Diät und Bettruhe - gab es nicht. Sonst, d.h. außer solchen Gelegenheiten, war mein Vater zwar ein guter Esser, aber Alkohol spielte keine Rolle. Dagegen war er ein ziemlich starker Zigarrenraucher, selbst in späteren Jahren, als das Geschwür schon erkannt war. Als ich ihm zum 60. und 70. Geburtstag je eine kleine Kiste mit 25 Havanna-Importen schenkte, habe ich an seinem Gesicht gesehen, dass es der Höhepunkt der Geschenke war.

Mein Vater besaß einen Steinbruch<sup>35</sup> und beschäftigte dort deutsche und italienische Arbeiter. Der Herr der Wagen und der herrlichen belgischen Pferde war ein Neger. Mancher Vater hätte sich an der Liebe dieses schwarzen Knechts ein Beispiel nehmen können für seine Kinder. Meine Schwester und ich, nachdem wir uns überzeugt hatten, dass auch unser nasser Finger die Hautschwärze nicht wegwischen konnte, staunten immer aufs Neue, wenn am Lohntage der Neger kam und von meinem Vater stets einen „Trunk“ bekam.

Unter den einfachen Leuten, besonders unter den Handwerkern, den Arbeitern und erst recht unter den Nachbarn, hatte mein Vater viele Freunde, Menschen, die auch in Zeiten von Problemen oder Sorgen Teilnahme zeigten. Als die Wiederwahl meines Vaters zum zweiten „Term“ als Stadtrat fraglich wurde, erschien plötzlich eines Morgens um 6 Uhr früh der Nachbar Blank<sup>36</sup>, schlug buchstäblich mit der Faust an die Haustür und schrie unbekümmert ob es einer hörte oder nicht: (in lippischem Dialekt) „Neber, swank in de Büxen, et is en fals hor twisken“ – in Hochdeutsch: Nachbar, schnell in die Hosen, es ist ein falsches Haar zwischen (gemeint: eine politische Intrige).

In diese Periode fällt ein Ereignis, das in jenen Wochen selbst unsere kleine Familie in höchste Gefahr der Existenz brachte und zum Schluss unser ganzes Leben änderte. Ich erwähnte schon, dass mein Vater ein

---

<sup>33</sup> Eigentlich: Stadtverordnetenversammlung.

<sup>34</sup> Ein Wasserwerk war 1902/03 errichtet worden, um nicht nur die neuen Stadtteile, sondern auch die Altstadt zu versorgen. Hier war 1899 eine Typhus-Epidemie ausgebrochen. Vgl. Stefan Wiesekopsieker: Für Kaiser, Fürst und Vaterland. Salzuflen zwischen Reichsgründung und Novemberrevolution; in: Franz Meyer (Hg.): Bad Salzuflen. Epochen der Stadtgeschichte. Bielefeld 2007, S. 209-276 (hier: S. 241-246).

<sup>35</sup> Wilhelm Kleeberg hatte den Steinbruch am Obernberg von der Stadt gepachtet.

<sup>36</sup> Dabei handelte es sich offenbar um den Stellmacher August Blanke, der ausweislich des Adressbuches von 1901 Lange Straße 43 wohnte.

ausgesprochenes Rechtsgefühl hatte, das manchmal leider bis zu einem „Michael-Kohlhaas“-Vorgehen führen konnte. In seiner Arbeit als Ziegeleibesitzer (mit einem Teilhaber)<sup>37</sup> kam er in Kontakt mit Bauern, die in Gehöften einige Kilometer von der Ziegelei lagen. (Das Ganze spielt in der Gegend von dem Bad Oeynhausens). Er fuhr mit der Bahn eine Stunde bis zur Stadt Oeynhausens und dann mit dem Rad eine halbe Stunde zur Ziegelei. So kam es öfter vor, dass er bei einem der Bauern am Wege einkehrte und eine Tasse Kaffee oder Milch trank. Bei diesen Besuchen erfuhr er von den Geldsorgen der zwei Bauern, die einem Wucherer in die Hände gefallen waren und schließlich, nach der bekannten Praxis der Güterschlichter, vor dem totalen Verlust von Haus und Hof standen. Trotz der Bitten meiner Mutter, sich nicht mit so aufregenden Vorhaben anderer, völlig fremder Menschen, zu befassen, übernahm mein Vater den Kampf zur Rettung der Farmer, aber auch weil er eine gewaltige Wut gegen den Salzufler (nicht jüdischen) Geldverleiher hatte, der einen gutgehenden Kaufladen betrieb, sehr wohlhabend war, ein bigotter Kirchenläufer, mit Bibelsprüchen von früh bis Abend „triefte“ und eine Menge Ehrenämter innehatte. Mein Vater setzte die Schriftsätze auf, mit denen die zwei Bauern den Geldverleiher wegen Wucher anzeigen und damit sich vor dem Ruin bewahren sollten. Es kam zum Prozess, aber in seinem Verlauf geschah das Unerwartete, dass die Landwirte ihre Anklage zurückzogen und behaupteten, mein Vater hätte sie zu allem gegen ihren Willen überredet und auch vorgeschrieben, was sie unter Eid gegen den Wucherer aussagen sollten.<sup>38</sup> Auch sei nicht wahr, dass sie Wuchergewinn bezahlt hätten, der Verleiher sie expropriieren wollte, - im Gegenteil, er habe ihnen schriftlich einen Teil der Schuld erlassen und ganz normale Zinsen gefordert.

Jetzt drehte der angeklagte Geldverleiher den Spieß um und verklagte meinen Vater: erstens wegen schwerer beruflicher Beleidigung, Schädigung für sein Geschäft, und zweitens wegen Verleitung zum Meineid. Er wies die schriftlichen Beweise seiner Unschuld vor. Wenn mein Vater nicht Mittel und Wege fand, sich zu rechtfertigen, dann drohte ihm Zuchthausstrafe und Vernichtung von Namen und Existenz. Der Richter muss gefühlt haben, dass hier ein dunkles, kriminelles Intrigenspiel zwischen dem Wucherer und seinen Opfern getrieben wurde und gab meinem Vater zwei Wochen Aufschub für seine Verteidigung. Er ließ sich aus Berlin einen sehr bekannten Strafverteidiger kommen, der nach Studien der Akten überzeugt war, dass der Geldverleiher ein ausgemachter Schuft war, der die Bauern, als er die Gefahr seiner Verurteilung sah, „gekauft“ hatte. Aber – da waren die drei Männer, die unter Eid aussagten, dass alles eine abgekartete Sache meines Vaters sei. Auch der große Jurist sah keinen Ausweg. Meine Mutter weinte den ganzen Tag und bei Nacht betete sie. Mein Vater lief mit doppelter Sorge umher: die Gefahr seiner Verurteilung und die Selbstvorwürfe, dass er sich zu dem ganzen so total unnötigen Kampf hatte hinreißen lassen.

In dieser höchsten Not zeigte sich, dass der mutige Stadtrat Kleeberg, der jahrelang für die bedrängten und kleinen Leute gekämpft hatte, doch Freunde besaß. An einem Morgen dieses 2-Wochen-Aufschubs war ein Brief unter die Haustür geschoben. Er war mit verstellter Handschrift geschrieben. Mein Vater las ihn, lief zum Berliner Anwalt ins Hotel, kam höchst erregt zurück und umarmte unter Tränen meine Mutter und sagte: „Ein Wunder ist geschehen – wir sind gerettet.“ Am entscheidenden Verhandlungstage, wo sich schon einige der Sippe des Geldverleihers freuten (auch ohne Shakespeare zu kennen), hier einen zweiten Shylock<sup>39</sup> in Ketten und Vernichtung zu sehen, fragte der Anwalt meines Vaters nochmals unter Eid, ob die beiden Bauern auf ihrer Aussage bestehen, - sie sagten Ja. Er fragte den Pseudobankier, wann er den Brief

---

<sup>37</sup> 1905 übernahmen der Bankkaufmann Siegfried Salomon und Wilhelm Kleeberg die „Weserziegelei“ (ehemals Deierling C. Grohnde) in der Gemeinde Dehme. Sie wurde unter „Kleeberg & Salomon“ geführt. Offenbar schied Kleeberg mit seinem Fortzug von Salzuflen aus der Leitung aus und Salomon führte den Betrieb allein weiter. Vgl. Verzeichnis der gewerblichen Anlagen in dem Amte Rehme, in: Stadtarchiv Bad Oeynhausens, C Nr. 204. Auskunft des Stadtarchivs Bad Oeynhausens, 3. Mai 2010.

<sup>38</sup> Prozessunterlagen ließen sich in den Beständen des Amtsgerichts Salzuflen (LAV NRW OWL, D 23 Bad Salzuflen) nicht ermitteln. Freundliche Auskunft von Lars Lüking, LAV NRW OWL.

<sup>39</sup> Bei Shylock handelt es sich um die Figur eines reichen jüdischen Wucherers aus William Shakespeares Stück „Der Kaufmann von Venedig“, das zwischen 1596 und 1598 entstand.



mit der Teilerlassung der Schulden geschrieben habe, vor den Wochen der Anklage oder während des Prozesses. Der Verleiher schrie entrüstet, dass er natürlich längst vorher, ohne etwas von Anklagen gegen Kleeberg zu wissen, alles geschrieben habe. Der Berliner Anwalt jedoch erhob sich und fragte, wie der Herr Bankier denn erklären wolle, dass der entscheidende Brief auf einem ganz neuen Papier mit einem neuen Wasserzeichen geschrieben sei. Er, der Anwalt, habe bei der Druckerei nachgeforscht, wann dieses neue Briefpapier dem Herrn Bankier geliefert wurde. Dabei habe er unzweifelhaft festgestellt, dass dieses Briefpapier erst in den Prozesswochen geliefert worden sei, also könne auch der Brief erst in dieser Prozesszeit geschrieben sein – oder ob der Herr Bankier eine andere Erklärung unter Eid geben könne. Der Wucherer wurde kreideweiß, sein Anwalt bat um eine Pause von einer Stunde, weil sein Klient plötzlich am Herzen erkrankt sei. Die Pause wurde gewährt. Nach ihrem Ablauf erschien der Anwalt allein und gab im Namen seines Mandanten die Erklärung ab, er ziehe die Anklagen gegen meinen Vater in allen Stücken zurück und sei bereit, die Prozesskosten zu tragen. Jetzt verlangte mein Vater, dass der Kläger auch die gesamten Prozesskosten meines Vaters zu tragen und außerdem eine erhebliche Summe an die Stadt zu geben habe. Der moralisch vernichtete Geldverleiher willigte in alles ein. Er legte später alle Ehrenämter nieder und mein Vater stand gerechtfertigt da. Er versprach meiner Mutter, nie mehr sich in Handelsgeschäfte anderer Leute einzulassen.

Aber die Kapitalshierarchie der Stadt rächte sich auf eine andere Weise. Die Steinbrüche, die mein Vater außer der Ziegelei von der Stadt nur auf Pacht gemietet hatte, waren „zeitweilig“ abgegeben. Die abgelaufene Frist wurde nicht verlängert. Das Einkommen der Ziegelei allein genügte nicht und er musste sich mit 40 Jahren nach einer ganz neuen Existenz umsehen.

## **Die Mutter Sophie Kleeberg**

Es ist an der Zeit, von meines Onkels einziger Schwester zu reden, die ja meine Mutter wurde. Sie war ohne Zweifel viel mehr gebildet als die meisten jüdischen und nicht-jüdischen Frauen der bürgerlichen Kreise jener Zeit in Salzuflen. Sie sprach ein leidliches Englisch, spielte Klavier (wenn auch keine schwierigen Stücke), war eine gute Schachspielerin und dabei eine ausgezeichnete Hausfrau und Köchin und geschickt in Handarbeiten. Ihre Hauptsorge war die Gesundheit der Familie, natürlich in erster Linie der heranwachsenden zwei Kinder. Sie mietete einen großen Schrebergarten, damit wir frisches Gemüse und Salate essen konnten, obwohl das Wort „Vitamin“ noch nicht erfunden war. Sie setzte es mit aller Energie durch, dass meine Schwester und ich, solange wir in Salzuflen lebten, jeden Sommer eine Badekur von vier Wochen mit Solbädern machten. Vielleicht hat das uns beide Kinder bis ins hohe Alter vor Gelenk- und Knochenkrankungen (Osteoporose) geschützt. Wir mussten auch viel in die frische Luft, Wandern und Fußball spielen. Das letztere allerdings nach Kinderart und nicht mit der geschäftstüchtigen modernen Gewalttätigkeit. In Düsseldorf mussten wir Schwimmen und Tennis lernen. In den späteren Schuljahren fuhr sie jeden Sommer mit uns Kindern 3-4 Wochen in einen Waldkurort.

Ich finde es gerecht, ihr auch zur Ehre oder mindestens gehört sie gelobt, dass sie im Winter uns kleine Kinder jeden Freitag mit einem warmen Bad erfrischte. Dazu musste nicht nur eine Schaukelbadewanne aus Zink angeschafft werden, sondern das Wasser zum Bade musste eimerweise vom Nachbarn gekauft, und nach oben in die erste Etage getragen werden – es gab in den ersten Jahren bis etwa 1902, keine Wasserleitung in den Häusern, sondern nur Brunnen mit Pumpen für Grundwasser. Wenn man bedenkt, dass in manchen Fürstenhäusern nur ein Mal die Woche gebadet wurde (so stand es manchmal in den Zeitungen!), dann ist diese Leistung meiner Mutter hoch anzurechnen, um so mehr, weil es noch mit Mühen verbunden war. Das Wasser zum Kochen und zum Waschen musste bis 1901 von einer Nachbarin, die genau gegenüber wohnte, tagtäglich mit großen Eimern geholt werden. Die Nachbarin, eine Witwe mit zwei erwachse-

nen Töchtern, hieß mit Vornamen Meta.<sup>40</sup> Wir Kinder nannten sie „Schummelmeta“, weil sie einen sonderbaren Trick hatte: mitten beim Sprechen zuckte sie plötzlich und heftig mit beiden Schultern einige Sekunden lang. Wir Kinder fanden das eine großartige Unterhaltung und gingen oft, wenn wir Langeweile spürten, nur herüber, um die gute Frau zum Sprechen und „Schummel-Zucken“ zu bringen.

Wir Kinder natürlich freuten uns die ganze Woche vorher auf das mit viel Geschrei und Gepansche verbundene Vergnügen. Die Hauptarbeit, soweit Körperkraft dazu nötig war, musste das junge Bauernmädchen leisten. Sie stammte aus dem Lippischen, war die Tochter eines Landmannes von weit größerem Wohlstand als der unsere. Trotzdem „diente“ sie (für Lohn), um städtischen Schliff für Küche und Haushalt zu lernen. Sie war wohl fünf Jahre bei uns, sparte sich ihren Lohn und war zwar streng mit uns Kindern, aber sehr fürsorglich. Sie erzählte uns Gespenstergeschichten und alte westfälische Volksmärchen, manche voll von Aberglauben. Auch hier muss ich im Gegensatz zu den Psychologen und besonders den Psychotherapeuten sagen, dass es weder meiner Schwester noch mir seelisch geschadet hat. Das Meiste dieser Geschichten wurde durch das Leben und seine Ereignisse vergessen und ausgelöscht, oder von stärkeren Eindrücken und Erlebnissen bestimmt.

Leider war meine Mutter oft und schwer krank. Das erste Unglück dieser Art kam in Form einer Parodontose - alle Zähne lockerten sich. In Salzuflen gab es zwar zwei Zahnärzte, die ihr aber nicht helfen konnten und ich bezweifle, dass man es damals anders gewusst hat. So beschloss man als einziges Heilmittel, die Zähne zu ziehen. An einem Vormittag, in unserer Wohnung (!), machte der Hausarzt mit Chloroform eine Vollnarkose und der Zahnarzt zog der 35-jährigen Frau sämtliche gesunde Zähne. Vom großen körperlichen Eingriff abgesehen, war das für meine junge Mutter (und für den Ehemann) ein schwerer psychischer Schock. Ein längerer Aufenthalt im Ostseebad Warnemünde brachte wenigstens zunächst eine physische Erholung.

Es sah so aus, als ob meine gute Mutter Geld sparen wollte, selbst wenn es um die Gesundheit ging. Das war nun ganz und gar nicht der Fall. Nur: blass sein oder einen Wurm haben, galt nicht als Krankheit. Die Mutter war unter den wenigen Frauen im Städtchen Salzuflen, die folgende Logik hatten: wenn so viele Eltern ihre Kinder mit kranken Gelenken oder Rachitis (genannt die „Englische Krankheit“) für viel Geld ins Solbad schicken, dann muss dieses Wasser eine Heilkraft haben; und wenn diese „Sole“ (das Wort kommt von solutio, lateinisch die Lösung, nämlich vom Salzen) Krankheiten heilen kann, dann kann sie sicher auch Knochen- und Gelenkkrankheiten verhüten. So machten meine Schwester und ich vom fünften Lebensjahr bis zum dreizehnten jeden Sommer eine volle 4-Wochen-Badekur durch, was nicht nur kostspielig war, sondern meine Mutter zwei volle Vormittage pro Woche ihrer Hausarbeit kostete. Ab „post hoc ergo propter hoc“ (weil es spät half, also musste vorher geholfen haben), meine Schwester und ich sind bis heute, wo wir in den „80ern“ sind, von allen Gelenk- und Knochenkrankheiten frei geblieben.

## Salzuflen

Ich hatte das Glück, einen großen Teil meiner Kindheit bis zum dreizehnten Jahre in einer kleinen Stadt, einem kleinen Kurort zu verbringen, das große Ereignis mit zu erleben, dass die Petroleumlaternen der Straße in Gaslaternen verwandelt wurden; die Telefonanlage meines fortschrittlichen Vaters, die die Nummer 6 hatte<sup>41</sup>; das einfache natürliche Leben in einem kleinen Duodezfürstentum Lippe-Detmold. Das

---

<sup>40</sup> Wahrscheinlich Meta Uekermann, die Lange Straße 41, gegenüber der Nummer 14, lebte. Vgl. Adressbuch, 1901.

<sup>41</sup> Der Anschluss Nummer 6 ist nach diversen Anzeigen und einem Eintrag des Telefonbuches von 1909 dem Kaufmann Wilhelm Bünemann, damit dem Vermieter Kleebergs, zuzuordnen.

Glück, die Mittelschulzeit, Abitur und erste Studentenjahre zu erleben unter der Kaiserzeit, einer Zeit gesicherter Verhältnisse, Zeiten, wo Planung für Zukunft möglich war; Sparen zu einem bescheidenen Wohlstand führte; Berufswahl nach Talent und Neigung möglich war. Eine Zeit, in der Entdeckungen und Erfindungen „organisch“ wuchsen, nicht explosiv wie heute und wie die Folgen solcher Entdeckungen lenkbar und es nicht zu einer schwachen Weimarer Demokratie gekommen wäre; und nicht zu dem grauenvollen Experiment des Gefreiten Adolf, ein tausendjähriges Germanenreich zu errichten. [...]



*Blick in die Lange Straße. Ansichtskarte, etwa 1910.*

Noch ein paar Worte über unsere erste Wohnung in Salzuflen und über unsere Hauswirte. Sie lag an der Langen Straße, eine der sogenannten Hauptstraßen der kleinen Stadt. Die schönen Fachwerkhäuser eng aneinander gebaut, ohne Vorgärten, - auch gab es keine Bäume in der Straße, nur Laternen aus Holz mit ihrem warmen Petroleumlicht am Abend. Nachts wurden sie gelöscht, die Straßen blieben dunkel (und niemand brauchte Räuber oder gar Mörder zu fürchten). Das ziemlich große Haus war zweistöckig gebaut, ohne großen Stil. Es war ganz aus Stein. Unten wohnte die Wirtsfamilie mit

ihren fünf Kindern. Oben wohnten wir. Der Hausbesitzer<sup>42</sup> war ein Schnapsbrenner und seine Destillierwerkstatt bestand aus großen Räumen, etwa 3-4 Meter hinter dem Wohnhaus. Noch heute sehe ich die mich schon damals faszinierenden großen Kupferretorten mit den Kühlrohren. Weiter dahinter war ein nicht kleiner Garten mit einem Rasen, ohne viele Blumen, aber mit einem mächtigen Birnbaum. Seine Früchte, von denen wir Mieter nur wenige bekamen, waren sehr wohlschmeckend. An einer Seite grenzte der Garten an eine viel begangene Gasse, die direkt am Flüsschen, der Salze entlang gebaut war und eingezäunt. Man sah leicht zum anderen Ufer, wo die großen Wiesenflächen für das Bleichen der Wäsche lagen.

Der Hauswirt war ein kleiner etwas schwacher Mann, der eine große, dicke und jederwise „schwere“ Frau geheiratet hatte und mit ihr fünf Kinder zeugte. Das Regiment führte die kräftige Frau. Ihre Erziehungsmethode war tatsächlich Zucker und Peitsche. Die Kinder bekamen reichlich und gute Sachen zu essen, zu Weihnachten die schönsten Spielsachen (zu meinem größten Neide). Aber ziemlich häufig gab es tüchtige Prügel mit einem oder zwei Lederriemen. Die Kinder, drei Mädchen und zwei Jungen, nahmen das hin wie zum Leben zugehörig, heulten bei der Prozedur und waren 10 Minuten später dieselben wilden Rangen wie vorher. Wir wohnten dort etwa sechs Jahre, dann zogen wir in eine schöne, in einem großen Garten gelegene Villa, in der Nähe des Kurgartens.<sup>43</sup>

Die Lange Straße hatte nur Wohnhäuser, keine Läden, aber 5 oder 6 Häuser weiter neben uns, merkwürdigerweise eine Hufschmiede. Der Hufschmied, ein sehr stattlicher Mann mit einem großartigen, gewaltigen Vollbart, war nicht nur für uns Kinder ein wahres Bilderbuchwesen, er war tatsächlich ein begehrtes photographisches Modell und seine Bilder konnte man kaufen.<sup>44</sup> Mein Vater fragte ihn eines Tages, warum er nur solch grobe und eigentlich ziemlich eintönige Arbeit mache, sicher sei er geschickt genug, auch schöne Dinge zu schmieden mit seinem heißen Eisen und dem riesigen Blasebalg. Er nahm sich die Idee meines Vaters zu Herzen, und tatsächlich nach einer ganzen Weile von Versuchen begann er, sehr schöne kunst-

<sup>42</sup> Bünemann.

<sup>43</sup> Die Anschrift ist in der Einwohnerkartei nicht verzeichnet und ließ sich trotz eingehender Recherchen nicht klären.

<sup>44</sup> Der Schmied Heinrich Peter lebte im Haus Lange Straße 24. Peter ist auch auf einem der Salzufler Notgeldscheine abgebildet.

volle Gegenstände zu schaffen: Eiserne Rosen, Tulpen, Gefäße – und es brachte ihm sogar etwas Ruhm und Geld ein.

Eines Abends, als wir Kinder schon eingeschlafen waren, weckte uns die Mutter, nahm meine Schwester auf ihren Arm und ging mit ihr und mir an der Hand ans Fenster. Sie sagte: „Es brennt ein Haus weit weg in unserer Straße. Ihr braucht euch nicht zu fürchten, denn die Feuerwehr spritzt viel Wasser und euer Vater ist auch bei den Helfern.“ Ich sah am Widerschein an den gegenüber liegenden Häusern das Flackern großer Flammen und fand es ein großartiges Schauspiel. Aber in Wirklichkeit war das Feuer nur vier Häuser von dem unsrigen entfernt, und da diese Fachbauten doch zum großen Teil aus Holz gebaut waren, so war ein Übergreifen auf die Nachbarschaft durchaus im Bereich der Möglichkeit, sonst hätte die Mutter uns sicher nicht aus dem Kinderschlaf geweckt.

Bei weiterem Nachsinnen erinnere ich mich gut, dass im Winter, wenn frühmorgens es draußen noch dunkel war, ich an der Zimmerdecke Lichter und Schatten huschen sah – und auch Lärm hörte, weil die Fuhrleute die Schnapsfässer auf die Wagen luden und mit ihren Handlaternen arbeiteten. Ich aber fand es schön wohligh in meinem warmen Bett zu sein und hatte unbewusst das Gefühl des Geborgen- und Geschütztseins.

Im Jahre 1899 war ich fünf Jahre alt, als ich zwei Worte: Tod und Sterben vernahm, ohne den Sinn zu verstehen. Das erste Mal war es unser Nachbarskind Martha B., von der man sagte, sie sei im Krankenhaus an Scharlach gestorben. Was Scharlach war, war mir natürlich gänzlich unverständlich. Diese Martha war 10 Jahre alt und hatte natürlich für so einen Knirps wie mich nicht das geringste Interesse. Aber umgekehrt, hatte sie für mich eine kindisch-kindliche Bedeutung gewonnen, weil alle Leute unserer Kleinstadt von ihr stets als das schönste Mädchen sprachen. Jetzt, wo sie also tot war, hörte ich, dass solch ein junges unschuldsvolles Kind sicher als Engel in den Himmel kommen werde. Von da an, noch weit bis in die Schulzeit, zeigte das Wort Engel bei mir sogleich das Bild dieses Mädchens oder sogar umgekehrt: wenn ich das Wort hörte, sah ich ein junges, blühendes Mädchen mit Flügeln. Aber wenige Stunden nach dem Begräbnis war doch für ein gesundes Kerlchen das Düstere verschwunden und das lärmende Spielen mit den Nachbarsjungen war wichtiger und gegenstandsnaher als Krankenhaus und Friedhof.

Dagegen sollte wenige Monate später ein zweites Ereignis schon mehr Eindruck auf mich machen: Eines Frühmorgens sagte mein Vater, ich solle mich schnell anziehen, wir würden in einer Stunde ins Lippische fahren zum Großvater, weil er sehr krank sei. Als wir ankamen, sah ich meinen Großvater sehr still im Bett liegen und es fiel mir auf, dass er gelb aussah in diesem weißbezogenen Bett. Er legte mir seine Hand ganz sanft auf meinen Kopf und sagte mit sehr leiser Stimme etwas, was ich nicht verstand. Nach ein paar Stunden fuhren mein Vater und ich wieder zurück nach Hause. Am nächsten Tage, noch am Nachmittag, brachte der Briefträger dem Vater ein Telegramm und ich sah zum ersten Male, wie mein Vater sich hinsetzte und zu weinen begann. Für mich war mein Vater damals das Muster von Courage und Stärke: hatte ich doch einmal erlebt, dass er mit mir in seinem Steinbruch, in dem er etwa 15 italienische und 5 oder 6 deutsche Arbeiter beschäftigte, und als nach einem heftigen Wortwechsel die vielen Männer drohend auf uns zukamen, mein Vater, ohne sich von der Stelle zu rühren, einen Revolver aus seiner Hosentasche zog und ganz wenige und ruhige Worte sagte, woraufhin die ganze Gruppe eiligst zur Arbeit zurück ging. – Und dieser starke Mann saß da und weinte wie ein Kind, wie ich, wenn ich Angst vor Strafe hatte oder etwas Schönes verloren hatte. Ich verstand es nicht, bis die Mutter zu mir und meiner vierjährigen Schwester sagte: „Ihr müsst den Vater trösten und lieb zu ihm sein, denn der Großvater ist gestorben. Wir alle haben ihn verloren und werden ihn nie mehr wiedersehen.“ Dieses Mal lief ich nicht auf die Straße zu meinen Kumpanen, ich selber empfand nicht einen Verlust, aber ich verstand, dass mein Vater doch etwas von großem Wert verloren haben musste, denn sonst hätte doch dieser starke Mann nicht geweint. Und noch mehr

wunderte mich, ja sogar etwas Erschreckendes war dabei, dass mein Vater sieben Tage nicht ausging zu seiner Arbeit oder zu den Versammlungen der Bürger: die Trauerwoche war mir unbekannt.<sup>45</sup>

Die Mutter hatte uns zu Bett gebracht. Ich freute mich jeden Abend, wenn draußen die Schneeflocken wirbelten, wenn ich wünschte, dass die Kälte ausgesperrt war und wir behütet in unseren warmen Betten lagen. Noch heute höre ich, wie Winter und Sommer der Laternenanzünder die Straßen auf der einen Seite herauf, der anderen herunter ging und jede einzelne Petroleumlaterne mit seinem langen Stab plus „Fidibus“ ansteckte. Seine Arbeit änderte sich nur wenig, als die gewaltige Neuerung des Gasglühlichts kam. War das eine Aufregung in der Stadt! Das war Fortschritt: Gasglühlicht in den Straßen und den Häusern. Wir bekamen von unseren Hamburger Verwandten, die uns (und anderen Salzuflern) immer um zehn Jahreslängen voraus waren, ihre alten wunderschönen Gaslampen und einen sechsarmigen Kronleuchter. Eine wahre Pracht. Was hat das alles mit Medizin zu tun? Es hat. Eines Abends las uns die Mutter aus dem „Salzufler Anzeiger“<sup>46</sup> vor, dass man einen Stoff gefunden habe, der ununterbrochen glüht und Licht gibt, ohne Wärme, nie angezündet werden muss und viele Jahre so leuchten könne, konnten wir es nicht glauben, sicher nicht verstehen. Die Mutter sagte, diese Entdecker hätten den seltenen Stoff Radium genannt; er sei sehr teuer. War die Mitteilung des Blättchens schon fragwürdig, was sollte man von der Neuigkeit halten, dass es neue Strahlen gibt, die man nicht sehen kann. Strahlen von Lampen, von Feuern, von Sonne, Mond und Sternen, das versteht man. Aber ein Mann entdeckte Strahlen aus einer „elektrischen Röhre“ (laut Zeitung), die niemand sehen kann. Und diese Strahlen gehen durch Holz, Karton, die menschliche Hand und man kann mit ihnen fotografieren. Es war für uns Kinder und für reichlich viel Erwachsene gänzlich unverständlich, unglaublich. Allerdings: diese letzteren unerreichbaren Strahlen waren immerhin in Würzburg von einem deutschen Professor entdeckt, sein Name war Röntgen. Man konnte das doch leichter nachprüfen als diese Radium-Phantasie in Paris. Im Übrigen machte es den Bürgern von Salzuflen weiter keine Sorgen oder Grund zum Grübeln. Wichtiger waren die Einkäufe der Hausfrauen und die lokale Politik der Stadtverwaltung. Als der Vater etwa ein Jahr später eine elektrische Batterie-Taschenlampe mitbrachte, die erste in Salzuflen, sie leuchten ließ – ohne Streichholz, ohne Wärme – war ich überzeugt, dass vor mir eine Art „Radiumlicht“ war. Den Mechanismus einer Batterie hätte ich nicht verstanden. Nach vielem Bitten erlaubte mir mein Vater, die Lampe zu benutzen. Wenn Herr Röntgen mit den unsichtbaren Strahlen eine Hand durchleuchten konnte, dann musste das mit sichtbaren „elektrischen“ (was auch immer das bedeuten mochte) noch besser gehen. Ich wartete bis zur Dunkelheit; drückte die kleine Lampe immer an meine Finger und schob den Kontaktriegel vor. Mit größter Aufregung sah ich rotes Fingerfleisch und Knochen – ich hatte 1900 die Transillumination entdeckt, aber weder ich noch meine Familie wusste etwas damit anzufangen.

Ich habe die Kleinstadt Salzuflen erwähnt, wo ich und meine Schwester unsere Kindheit verlebten, bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr. Es war eine Stadt von nur 6.000 Einwohnern, aber zum Glück weitläufig gebaut mit fast nur Ein- und Zweifamilienhäusern. Einen nennenswerten Straßenverkehr gab es nicht. Ein Automobil war bis 1906 nicht gesehen, wohl aber manchmal Zigeuner mit dressierten Affen und einem großen Bären mit Nasenring. Die Straßen waren sicher und blieben Spielplatz der kleinen und großen Kinder. Im Jahre 1899 wurde die romantische Petroleumszeit, vor allem die Straßenlaterne, dramatisch geändert: es gab Gasbeleuchtung. Bis 1899 waren die Straßenlaternen mit Petroleum ausgestattet. Die Lampen

---

<sup>45</sup> Die Trauerzeit zerfällt in mehrere Abschnitte: die Trauerwoche, den Trauermonat – und nach dem Tod der Eltern – auch das Trauerjahr. Für die Trauerwoche (Schiwa) besteht die Vorschrift, das Haus nicht zu verlassen, keine festen Schuhe zu tragen und auf niedrigen Schemeln zu sitzen. Man soll nicht arbeiten und sich nicht dem Studium der Tora zuwenden, weil dieses als eine Freude erachtet wird.

<sup>46</sup> Dabei handelte es sich um die einzige damals existierende Lokalzeitung in Salzuflen, den „Allgemeinen Anzeiger für Salzuflen und Umgebung“, der von Heinrich Uekermann herausgegeben wurde. Erst Mitte 1906 kam die linksliberale „Salzufler Zeitung“, ein Ableger der „Lippischen Landeszeitung“, dazu.

mussten mit der Hand angezündet und ausgelöscht werden. Von etwa 11 Uhr an gingen die Nachtwächter durch die Straßen und sangen ihren Refrain beim Ausmachen der Laternen: „Ihr Bürger hört und lasst euch sagen, die Glocke hat zwölf geschlagen. Löscht das Feuer und das Licht.“ Und der Bürger, der noch nicht schlief, zog die Bettdecke oder die Schlafmütze über die Ohren und wusste, dass der morgige Tag ihm Arbeit und Brot bringen würde, und dass aufregende Nachrichten nicht erwartet wurden. Zwar mussten auch diese Gaslaternen mit der Hand angezündet und gelöscht werden (mit langen Holzstangen), aber es war doch für die Bürger ein Beweis, dass ihre Stadt nicht hinter dem Fortschritt des neuen Jahrhunderts zurück blieb.

Die Gasumstellung hatte für mich „privat“ eine wichtige, wenn auch sehr schmerzliche Wirkung. Beim Legen der unterirdischen Bleirohre blieben kleine Stücke als Abfall liegen und wurden begeistert von uns „Straßenjungen“ als Spielzeug benutzt. Nun hatte mein gleichaltriger (4 oder 5 Jahre älterer<sup>47</sup>) [sic!] Spielgefährte, Karlchen B., ein Stück längeres Rohr erwischt. Obwohl wir weder mit den kurzen noch mit einem längeren Stück Bleirohr etwas anfangen konnten, musste ich unbedingt dieses lange Rohr haben. Ich nahm es ihm weg, als er den Spielplatz verließ und erzählte es meinem Vater, weil ich glaubte, dass ich eine Art Heldenstück vollbracht hätte. Er befahl mir sofort, das Stück Bleirohr dem Karlchen zurück zu geben und da Freud<sup>48</sup> noch nicht viel publiziert hatte (was mein Vater auch nie gelesen hätte), und da weder Kinderpsychologen noch Geld für diese Helfer vorhanden waren, so kaufte mein Vater noch in derselben Stunde einen Rohrstock und verabreichte mir eine wirklich schwere Tracht Prügel, um mir für alle Zeiten Gelüste für „Stehlen“ auszutreiben! Seine grobe, schmerzhaft Methode hat bis in mein 90stes Lebensjahr gehalten und ich bin trotzdem ohne Ödipuskomplex geblieben.

## **Kurpark und Musik**

Salzuflens größte Attraktion waren „Das Bad und seine Quellen und der Kurgarten“. Die Thermal- und Solquellen galten als Heilmittel gegen Rheuma, alle Gelenk- und Knochenerkrankungen, besonders Rachitis, deren wahre avitaminotische Ursache damals unbekannt war. Es war ohne Zweifel ein in Deutschland bekannter Badeort, besonders für Kinder. Das Wasser einer der Salzquellen wurde auch getrunken. Es sollte gegen manche Magen-Darmliden gut sein. [...] Im Übrigen war der sehr große Kurgarten, in dem man gut eine Stunde lang auf zahlreichen Wegen spazieren konnte, wunderschön angelegt, mit hohen Bäumen, großen Rasenflächen und Blumenbeeten. Ein künstliches Flüsschen durchfloss den Park, teils zur Bewässerung, teils als Zierde und ich versäumte nicht, mehr als ein Mal hineinzufallen und tiefend nass zum Gelächter meiner Schwester und anderer Kinder nach Hause zu laufen.

Die große Attraktion der ganzen Kuranlagen war das Kurhaus mit dem Kurtheater und dem Musikpavillon. Natürlich war dieser Luxus nur von Mai bis Ende September zu haben. Wenn meine Eltern sich mit uns Kindern ein Mal im Monat zu Kaffee und Kuchen und Musik auf die gedeckte Terrasse dieses Kurhauses begaben, dann war das wirklich für uns Kinder ein richtiger Festtag. Die vier Wochen Sommerferien, die wir in unserer Schulzeit hatten, verbrachten wir – statt Reisen! – den ganzen Tag im Kurgarten, der auch Spielplätze und Turngeräte bot. Ein ganz großes Vergnügen – wir waren nicht verwöhnt – waren die Ausflüge mit der „Kleinbahn“. In 15 Minuten Fahrt zum Eichenwald und dem Restaurant „Zur Loose“. Die Fahrt in mäßiger Schnelle ging nur durch den Wald, meistens Buchen. Aber am Ende der Bahnstrecke standen die weit über hundert Jahre alten hohen Eichen.

---

<sup>47</sup> Gemeint ist vermutlich: 4 oder 5 Monate älter.

<sup>48</sup> Gemeint ist Sigmund Freud.

Als Stadtrat hatten die Stadtväter einen gewissen Einfluss auf manche Einrichtungen der fürstlichen Bade-direktion, schon weil ja auch die Einwohner von Salzuflen besonders in der „stillen“ Saison am Badeleben und auch damit an den Einnahmen teilhatten. So kam es, dass der Kapellmeister und sein erster Geiger zu Beginn des Sommers Besuche bei den Stadtvätern machten und manchmal, bei gegenseitigem Gefallen, da-raus eine kurze und wenn auch nicht sehr warme Freundschaft wurde. Einer der Kapellmeister hieß Maul.<sup>49</sup> Er war in keiner Weise ein körperliches Abbild seines Namens. Im Gegenteil, er war von zierlicher Gestalt, mit großer Künstlermähne und sanfter Stimme. Er gab mir Geigenunterricht mit großer Geduld. Eines Tages erschien aus heiterem Himmel der Hauptgastwirt Schw.<sup>50</sup> aus dem Dorfe Bösingfeld bei uns und brachte drei Geigen mit. Er hätte gehört, dass ich nicht nur Geige spielte, sondern bei einem berühmten Künstler Unterricht hätte. Da habe er sich erinnert, dass er selbst und ein Freund Geigen besäßen, darunter eine Stradivarius. Mein Vater sollte doch den Kapellmeister Maul (das war der berühmte Virtuose nach Mei-nung des Gastwirts) die Instrumente begutachten und – gegen Beteiligung – einen Käufer finden. Herr Maul begann sogleich die Stradivariusgeige zu examinieren. Als er herausfand, dass der Name des weltberühmten Geigenbauers in den Geigenboden mit einer typisch modernen Brennfeder eingebrannt war, geriet der sanfte Kapellmeister in solche Wut, dass er den Bösingfelder Wirt wegen Betrug anzeigen wollte. Es gelang meinem Vater, Herrn Maul zu überzeugen, dass der Wirt, ein total ungebildeter Mann, in gutem Glauben handelte und gerade, weil er sich nicht sicher war, hergekommen sei. Ein gutes Abendessen von meiner Mutter mit einem Glase Wein für das Ehepaar Maul reparierte die beinahe zerbrochene Freundschaft und ich bekam weiter Violinunterricht – leider immer nur im Sommer, denn in unserer Stadt gab es niemanden, der im Winter mich hätte weiter lehren können. Ich konnte erst nach unserer Übersiedlung nach Düsseldorf 1908 wieder beginnen.

Der Kurgarten hatte noch eine große Anziehungskraft. Am Hauptweg saßen in ihren wunderschönen Volkstrachten junge Mädchen aus dem nahen Bückeberg. Diese „Bückeburgerinnen“ mit Riesenhüten aus schwarzem Samt und weißen Seidenschleifen, mit ihren weiten und vielen Röcken, boten ihre Kirschen oder je nach Jahreszeit Beeren an. Selbst wir Kinder empfanden die Schönheit der Kleiderfarben und Formen und die Anmut der Obstverkäuferinnen.

Am Hofeingang zum (abgezäunten) Kurpark hatte sich der Haupt- und Hofphotograph sein Atelier einge-richtet. Meine Mutter hieß mich und meine Schwester fein anziehen, meine kleine Spielzeugdampfmaschine und meine Schwester ihre große Puppe mitzunehmen und los ging es zum Photographen. Dieser Mann rollte einen Riesenkasten mit einer Röhre vorne, die ein großes Glas enthielt, ins Zimmer, steckte seinen Kopf einige Minuten unter ein großes grünes Tuch, rutschte mehrmals nach vorn und zurück, nahm einen Gummiball mit langem Schlauch in die rechte Hand, sagte „still halten“ und es machte „Klick“. Der Herr Photograph muss wohl aus meinen Augen und aus der Tatsache, dass ich die kleine Maschine in der Hand hielt, geschlossen haben, dass ich Interesse für Technik habe und ließ mich auf der Mattscheibe das Bild meiner Schwester sehen. Das Wunder wurde für mich nicht kleiner oder klarer. Wie konnte ein Bild auf Glas, das keine Menschenhand gezeichnet oder gemalt hatte, doch auf Glas oder Papier erscheinen?

## Krankheiten

In mein fünftes Lebensjahr fällt meine erste Bekanntschaft mit der Medizin, genauer gesagt, mit Medizin. Ich war im Gegensatz zu meiner Schwester mit ihren roten Bäckchen blass im Gesicht, eigentlich bis in mein 20. Lebensjahr. Dabei war ich ein ebenso wilder Schlingel wie meine Spielgefährten, hatte guten

---

<sup>49</sup> Nicht zu identifizieren.

<sup>50</sup> Dabei handelt es sich um den Gastwirt Schwabedissen, der an späterer Stelle auch genannt wird.

Appetit und klagte über nichts. Als meine Mutter die Hauswirtin fragte, die ja älter und Mutter von fünf Kindern war, also ohne Zweifel eine Autorität, sagte diese resolute Walküre: „Der Bub ist nicht krank, der hat einen Bandwurm.“ Darauf gingen die beiden Frauen zum Apotheker, befragten ihn über den „Fall“. Er ließ sich mein Alter und Größe beschreiben und händigte dann meiner Mutter das Mittel aus, mit genauer, geschriebener Vorschrift, um den Wurm auszutreiben.

Meine Eltern hatten eine schöne Sitte eingeführt, uns Kindern am Morgen von jedem Sabbat etwas Süßigkeiten zu schenken, damit wir lernten, dass der Sabbat ein besonderer Tag war. Wir stellten am Freitagabend unsere Hausschuhe vor die Tür des Schlafzimmers, um nach der Nacht die gute Überraschung zu finden. Es waren bescheidene Quantitäten von Bonbons oder Schokolade. Bis auf einen besonderen Morgen, wo ich eine ganze Tafel Schokolade vorfand. Die große freudige Überraschung wurde schnell etwas gedämpft als mein Vater mir erklärte, dass ich am nächsten Morgen (Sonntag) eine Medizin nehmen müsste, nach der ich in wenigen Tagen rote Backen und viel Kraft bekommen würde. Am Sonntagmorgen blieb ich ohne Frühstück, musste in süßem schwarzem Kaffee (ungewohntes Getränk) eine grüne fürchterlich bittere Medizin trinken. Aber das war Ambrosia und Nektar – obwohl mir die griechische Nomenklatur nicht bekannt war, - gab es das zweite Getränk eine Stunde später. Es war Rizinusöl. Die pharmakologische Wirkung dieser Rosskur für die nächsten Tage will ich nicht schildern. Der Wurm erschien nicht. Er konnte sich nicht manifestieren, weil er in meinem kleinen Körper nicht vorhanden war. Der diagnostische und therapeutische Glaube in die Fähigkeiten unserer Hauswirtin erlitt einen irreparablen Bruch. Ich blieb weiter blass, was mich in meinen nicht gerade zahmen Jungenspielen nicht hinderte, einem Nachbarskind um ein Haar mit einem Indianerpfeil ein Auge auszuschießen. Ein Engel schob ihn blitzschnell zur Seite und bewahrte mich und das andere Kind vor einem schrecklichen Unglück.

Meine Blässe wurde nochmals medizinisch attackiert. Dieses Mal mit Hilfe eines Quack.<sup>51</sup> Es gab in der Gegend von Hannover einen Mann, Schäfer Ast, der anscheinend Wunderheilungen fertig brachte. Man musste ihm in einem Brief mitteilen, welches die Klagen des Kranken waren, musste drei Nackenhaare einschicken und auch nicht vergessen, drei Mark beizulegen. Zu sehen oder zu untersuchen brauchte der Schäfer nicht. Ein Phänomen, von der Ärzteschaft natürlich bekämpft als Quack, ohne dass es seiner enormen Praxis geschadet hätte. Meine Mutter schickte die verlangten Haare und drei Mark und schrieb in ihrem Brief, dass ich scheinbar gesund war, ein fleißiger Schüler, aber blass. Sehr bald kam Diagnose und praktische Therapie. Nach Ansicht des Schäfers war ich blutarm, meine Mutter solle einen großen eisernen Nagel in einen Apfel tun und wenn der Nagel rostig wurde, dann sollte ich den Apfel ohne Nagel essen. So geschah es. Aber nach einigen Wochen verlor ich den Appetit und als mein Vater mir sagte, ich könnte ruhig den Apfel ohne Nagel essen, fand ich das sehr schön von ihm. Er klärte die Mutter auf, dass sie mit dem Schafsunfug aufhören sollte. Ich blieb aber blass oder, wie meine Großmutter es nannte: der Junge ist „grün“.

Um das Thema Medizin, oder eigentlich Krankheit – abzurunden aus dieser Periode meiner Kindheit, seien zwei Namen genannt: da war der alte Sanitätsrat Meyer<sup>52</sup>, der so gut schmeckende Medizin verschrieb, zum Beispiel Mixture solvents gegen Husten – es war Lakritzenwasser, wunderbar zu nehmen. Oder bei gewöhnlichem Fieber verschrieb er eine lächerlich schwache Salzsäurelösung für den Appetit (den wir eigentlich auch im Fieber kaum verloren) und in dieser Lösung war Himbeersaft. Großartig. Leider hatte er ein Holzhörrohr, das er auf unsere kleine Brust setzte und sich anscheinend dabei beim Ohrauflegen etwas aus-

---

<sup>51</sup> Quacksalber.

<sup>52</sup> Sanitätsrat Dr. Erich Reinhold Leberecht Meyer (1833-1910) praktizierte seit 1872 in Salzuflen. Er war Leiter des Städtischen Krankenhauses und der Kinderheilstalt. Vgl. Wolfgang Bender (Berab.): Die Hand am Puls der Zeit. Lippische Alltagsgeschichte des ausgehenden 19. Jahrhunderts im Spiegel amtsärztlicher Berichte. Detmold 2000, S. 34.



ruhte, so dass ich das Gefühl hatte, er zerbricht mir die Rippen oder das Brustbein. Ich bewunderte ihn restlos, weil ich überzeugt war, dass er alles gegen Krankheiten wusste und darum immer gesund blieb. Dr. Meyer, der alte Sanitätsrat, war immer freundlich und ruhig.

Der zweite Doktor, Dr. Bollmeyer<sup>53</sup>, war immer in Eile, schnell im Denken, Sprechen, Handeln und oft grob, aber er strömte Autorität aus und meine Eltern - und nicht nur sie – vertrauten ihm. Als ich eines Tages Diphtherie bekam, riet er dringend, mir das neue von Behring entdeckte Heilserum zu spritzen. Bei dem Wort „Spritze“ fing ich ein fürchterliches Geschrei an. Er sagte kurzerhand: „Also so einen albernen feigen Jungen spritze ich nicht, es ist schade um die teure Medizin. Leg dich auf den Rücken, ich mache dir auf deinen Popo einen Fleck mit Jod und du kannst dafür drei Wochen im Bett liegen, statt in drei Tagen gesund zu sein.“ Ich war froh, dass ich mit meinem Geschrei dem Arzt das Spritzen verleidet hatte, legte mich vergnügt auf den Bauch, bekam meinen Jodstrich und in einer Blitzsekunde, bevor ich wieder brüllen konnte, natürlich auch die volle Ladung des rettenden Heilserums ... Er zog mir auch einen schmerzenden Zahn und als ich auch da ein Geschrei los ließ, als ich die Zange sah, schickte er meine Mutter aus seinem Sprechzimmer, hieb mir eine kräftige Ohrfeige, und als ich vor Schreck und Überraschung buchstäblich Mund und Nase aufsperrte, zog er in einer Sekunde geschickt den Zahn. Damals verklagte man in Lippe noch keinen Arzt wegen Misshandlung eines Kindes. Mein Vater wäre der Letzte gewesen, der ihn getadelt hätte.

## Schulzeit

Der erste Schultag verlief ganz harmlos. Ich wurde von meiner Mutter hingebacht – in die große Volksschule, bekam eine große Tüte mit Zuckerwerk, der Lehrer führte uns, 20 kleine Mädchen und 20 kleine Jungens, in unsere Klasse, ließ uns ein Kinderlied singen und wir durften nach Hause gehen. Am nächsten Tag mussten wir drei Stunden stillsitzen (mit 10 Minuten Pause) und lernten unsere ersten Buchstaben schreiben auf Schiefertafeln mit kratzendem Schreibstift und die Fehler mit dem am Bindfaden hängenden Schwamm auslöschen. In der zweiten Stunde zeigte er uns die allerersten Rechenkunststücke, von eins bis vier. In der dritten Stunde erzählte er etwas über unsere Stadt und gab uns eine Art Programm des Lernens, von dem die Mehrzahl nichts begriff (mich eingeschlossen). Auch dieser Tag war angenehm. Am dritten Tag schimpfte der Lehrer über einige unaufmerksame Buben und zeigte zu meinem Schrecken einen Rohrstock. Am nächsten Tag geschah das erste Prügelopfer, und der Lehrer entpuppte sich in der Folge als ein sadistischer Schläger. Die Jungens bekamen die Hiebe auf den Popo, die Mädchen auf den Rücken und auch viel weniger heftig. Es mag schon etwa ein halbes Jahr verflossen gewesen sein – sicher war es im Hochsommer, denn ich hatte mein dünnstes Sommerhöschen an. Ich hatte ein Buch „Lederstrumpf“ bekommen, das so viel interessanter war als das Lesebuch der Schule, und ich hatte es mitgenommen, um es unter der Bank heimlich zu lesen, wenn meine Reihe zum Vorlesen vorbei war. Leider hatte ich nicht mit den Geieraugen des Paukers gerechnet, der das bemerkt hatte, und plötzlich – gegen alle Regeln der Kameradschaft – rief: „Kleeberg – weiter lesen.“ Ja, wo, wie? Er kam, fand mein Buch, schleppte mich nach vorn, legte mich über eine Bank und verprügelte mich nach Strich und Faden. Mein kleiner Po sah aus wie eine Landkarte. Ich weinte vor Schmerzen und litt drei volle Tage, lag mit Salbenverbänden im Bett und der nicht sehr zart besaitete Dr. Bollmeyer muss wohl etwas wie „Schweinerei“ gesagt haben. Dieses Mal ging der Herr Stadtrat Kleeberg zu dem Lehrer und soll ihm gesagt haben, dass eine solche Prügelstrafe für einen nicht gerade kriminellen Akt nicht am Platze sei, auf keinen Fall für seinen kleinen Sohn. Seit der Zeit haben Lehrer und Schüler (nämlich ich) ein stillschweigendes Abkommen getroffen – ich wurde ein gehorsamer Schüler und er hat mich nie mehr angerührt.

---

<sup>53</sup> Dr. Wilhelm Bollmeyer praktizierte seit 1895 in Salzuflen. Vgl. W. Bender, S. 74.

Der Unterricht war jämmerlich und berechnet für sehr wenig begabte Kinder. In den drei Jahren lernten wir Lesen, das kleine und große Einmaleins und Landeskunde, was eine Verschwendung von Zeit war. Obwohl der Wissensstoff in keiner Weise mit der Stoffmenge von heute verglichen werden kann, so war doch in diesem Programm die Ausbeute an Kenntnissen erbärmlich klein. Ich bekam beim Abgang ein kleines Buch mit Bildern „Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann“ – eine lebenswürdige Erzählung einer wahren Begebenheit. Sie hat einen gewissen Eindruck auf mich gemacht und ich verstand trotz meiner Kindlichkeit von 10 Jahren, dass bei Fleiß, Beharrlichkeit und gutem Betragen aus einem Ziegenhirten ein gelehrter Bibliothekar einer großen Wiener Bibliothek werden kann. Das Büchlein hätte noch mehr Wirkung auf mich gehabt, wenn es der alte Junggeselle außer seiner wichtigen Stellung zu einem schönen farbigen Leben mit Frau und Kindern gebracht hätte. Ich fühlte instinktiv, dass es sich hier nicht sehr lohnte, ihm nachzueifern. Wenn wir, Jungens und Mädchen, in diesen drei ersten Schuljahren wenig lernten, so setzte sich dieses Schneckentempo des Unterrichts bei den Mädels fort, auch nachdem sie vom vierten Jahr an gesondert in Mädchenklassen unterrichtet wurden. In dieser Töchterschule waren zwei Mädchen der Adelsfamilie Stietencron.<sup>54</sup> Die Lehrerin und der Lehrer der Klasse zerflossen vor Ehrfurcht vor den zwei kleinen harmlosen Baronessen. Die jungen Kinder der Bürgerlichen, das merkten wir an den Äußerungen meiner Schwester, fühlten sehr genau die unterschiedliche Behandlung, ohne dass es zu irgendwelchen „seelischen“ Störungen geführt hätte.

Ich kam in die Sexta der Realschule. Ein Gymnasium gab es nicht. Hier sah ich zum ersten Male, dass für jedes Fach ein besonderer Lehrer unterrichtete. Die erste Stunde war Französisch. Auf der ersten Seite des dünnen Lesebuches war ein Gedicht „l’hiver“. Der Lehrer las es vor und erklärte uns, dass die Franzosen kein ‚H‘ aussprechen. Ich hob den Finger und fragte warum der Winter im Französischen hiver heißt. Er sagte, er habe in seinem Leben solch eine dumme Frage nicht gehört. Jedes Volk hat seine Sprache und es sei dumm zu fragen ‚Warum‘, sondern man habe fleißig zu lernen, Wort für Wort, wie Menschen anderer Völker die Dinge benennen. Er hatte zwar Recht, aber es wäre gescheiter von ihm gewesen, uns Jungens zu erklären, was es heißt, eine andere Sprache zu erlernen.

Ein entsetzlicher, unfähiger Mann war der Schreib- und Gesangslehrer. Seine Hauptmethode war unbarmherziges Schlagen mit dem Rohrstock. Beim Schönschreib-Unterricht tanzte er buchstäblich auf den Tischen und hieb rechts und links mit dem Stock, wenn er Fehler beim Schreiben sah. Seine zweite Begabung war „Rülpsen“ (Aufstoßen). Wenn es ihm nicht genug laut und heftig war, nahm er ein weißes Pulver (Natron) mit Wasser und ein privates Bauch- und Munddonnern begann – sekundenlang -, ein großes Vergnügen für uns Rangen, auf das wir direkt warteten. Er kündigte eines Tages an, dass am so-und-so-vielten der Kaiser mit seinem Hofzug durch Salzuflen fahren würde, und dass die Schulkinder Spalier stehen und die von der Realschule ein Lied singen müssten. Es wurde viel geprobt. Am besagten Tage mussten wir alle um 6 Uhr früh am Bahntor stehen, von der Ferne wurde ein Zug sichtbar. Der Lehrer sprang vor mit Taktstock, wir Kinder sangen mit aller Kraft: „Deutschland, Deutschland über alles in der Welt“ und der Hofzug mit geschlossenen Gardinen sauste mit aller Schnelligkeit durch die Station. Der schwitzende Lehrer, die enttäuschten Ehren- und Kriegervereine, die Aufstellung genommen hatten, zogen leicht betrübt wieder ab.

Wir hatten ein Unikum von Mitschüler. Es war der Sohn des einzigen Zeitungsverlegers und war, trotz normaler Begabung, von einer beispiellosen Faulheit.<sup>55</sup> Er machte buchstäblich die ersten drei Klassen je

---

<sup>54</sup> Die Familie Stietencron lebte im Schloss in Schötmar.

<sup>55</sup> Dabei handelte es sich um den Sohn des Verlegers Heinrich Uekermann, der um die Jahrhundertwende Vorsitzender des Ortsvereins der Freisinnigen Partei war. Uekermanns Sohn erhielt zeitweise Nachhilfeunterricht durch Artur Schweriner, den Lehrer der Synagogengemeinde.

doppelt. Aber für uns Jungens war er das Ideal eines Kameraden und von Einfällen, die hätten patentiert werden können. So hatte er sich eines Tages, um den Aufsatz in der Schule nicht schreiben zu müssen, in die Salze geworfen, um triefend nass in die Schule zu kommen, von wo er natürlich zum Umziehen nach Haus geschickt wurde. Ein andermal kam er zu spät gerade für die Geographiestunde, die von einem nervösen, zarten Oberlehrer gegeben wurde. Er (der Junge) sagte, er habe Brustschmerzen und eine Geschwulst auf der Brust, und sei darum zu spät erschienen. Der Lehrer glaubte ihm nicht und wollte die Vorwölbung unter der Jacke des Schülers kontrollieren. Darauf war aber die ganze Idee des Burschen aufgebaut. Denn als der Lehrer in seiner Hast und seinem Ärger dem Jungen unter das Hemd an die Brust fasste, sauste ein lebendiger Karpfen heraus und der ahnungslose erschreckte Lehrer fiel ohnmächtig zu Boden – zum Riesengaudium von uns herzlosen Jungens.

Für mich war der Hauptlichtblick des Unterrichts die Naturstunde. Obwohl auch dieser Lehrer ohne besondere Begeisterung vortrug, so hatte er doch den Vorzug, dass er uns anhielt, im Sommer Pflanzen zu sammeln und sie sich in der Schule von ihm erklären zu lassen. Er war auch der Erste, der uns durch ein Mikroskop Pflanzenzellen und kleinste Aasertierchen zeigte und erklärte. Zwei Mal im Jahre war ein Schulausflug. Jedes Mal ein schönes Erlebnis. Im Sommer war es ein ganzer Tag in die weitere Umgebung von Salzuflen. Im Herbst, 2. September, als Feier für Sedan (der große Sieg im deutsch-französischen Krieg 1870/71), war es ein halbtags Ausflug in die nächsten Wälder.

Als wir in unser Haus mit Garten zogen, das an einer schönen breiten Straße, fast ohne Verkehr, lag, wurde unser zweiter Spielplatz die Judengasse. Warum sie so genannt wurde, wusste niemand. Solange die Stadt bestand, hatte nie eine jüdische Familie dort gewohnt. Wir waren die ersten. Es war eine kleine enge Gasse, etwas abschüssig, die zwei Straßen miteinander verband.<sup>56</sup> Sie war nur für Fußgänger und selbst die spielten wegen ihrer kleinen Zahl keine Rolle. Ich kann es als Tatsache hinstellen, dass sich niemand bei diesem Namen etwas dachte, gar nicht zu reden von einem antisemitischen Unterton. Hier spielten wir meistens mit Bällen, auch manchmal eine sehr unorthodoxe Fußballart. Meine Schwester war meistens dabei, ihre Schulaufgaben erledigte ihr Kavalier Fritz Voss, Sohn eines Metzgers, aber er bekam stets von ihr Schokolade. Meine Schwester machte sich als Kind nicht viel aus Süßigkeiten. Im Gegensatz zu mir naschte sie lieber Wurst und Salzgurken.

In der Nähe unseres Hauses wohnte eine Witwe mit ihrem einzigen Sohn. Er war ein Krüppel mit einem dünnen stark verkürzten Bein. Er musste stets mit einer großen Krücke gehen. Er tat mir immer Leid. Als er eines Tages eine Rauferei anfang, seine Krücke zur Seite legte, um mit mir einen kleinen Ringkampf zu beginnen, konnte ich es nicht übers Herz bringen, mit meiner gesunden Jungenkraft ihn auf die Erde zu werfen. So geschah es, dass ich der Verlierer wurde. Leider hatte mein Vater das kleine Rencontre beobachtet und schalt mich deswegen, dass ich mich hatte „unterkriegen“ lassen. Mein Vater verstand in allen Sachen von Streit und Kampf keinen Spaß. Er würde, wenn ich kleiner Bursche das damals verstanden hätte, das „Gefühlsduselei“ genannt haben. Aber dieser Mitleidszug war bei mir angeboren, ich habe fast immer so reagiert, auch in meinen Mannesjahren und mir dabei, ausgerechnet durch ein solches „soziales“ Verhalten, manchmal sehr geschadet und mir Feinde gemacht – und das waren keine Krüppel (die Feinde).

In den ganzen acht Schuljahren – drei in der Volksschule und fünf in der Realschule – habe ich bis auf einen einzigen Vorfall kein antisemitisches Schimpfwort oder gar eine Feindlichkeit gehört, oder gar eine juden-

---

<sup>56</sup> Bei der Judengasse - eigentlich: Judengang - handelt es sich um eine Gasse, die zwischen den Häusern Lange Straße 17 und 19 (am Salzhof) beginnt und in südlicher Richtung bergauf zur Grabenstraße führt. Im Jahr 1760 veräußerte der Chirurg David Mosel der jüdischen Gemeinde ein hinter dem Haus Lange Straße 17 gelegenes Gebäude, in dem eine Synagoge und eine „Juden-schule“ eingerichtet wurden, welche die Gemeinde bis 1855 nutzte. Vgl. Franz Meyer: Spuren jüdischen Lebens. Stadtrundgänge in Bad Salzuflen und Schötmar. Detmold 2010, S. 19.

feindliche Handlung erlitten. Es bestand zwischen den Lutheranern, den Reformierten, den wenigen Katholiken und der Anzahl noch geringeren Juden, jedenfalls unter uns Kindern, tatsächlich keine Gehässigkeit, weder in Wort noch Tat. Umso mehr war mir das Verhalten eines Mitschülers in der ersten Realklasse unverständlich, und wahrscheinlich ließ mich diese völlig unerwartete Frechheit so plötzlich und gewalttätig reagieren. Der Bursch kam auf dem Nachhauseweg an meine Seite und sang einen üblen, obszönen anti-semitischen Singsang. Ich hieb ihm auf der Stelle mit meinem hölzernen Schreibkasten ins Gesicht, traf die Unterlippe und schlug dabei einen Vorderzahn aus. Trotz meiner Angst vor meinem Vater beichtete ich die ganze Sache sogleich vor Tisch. Mein Vater schwieg merkwürdigerweise. Am Nachmittag kam die Mutter mit dem verletzten Jungen – und der Arztrechnung von 20 Mark. Jetzt war ich sicher, dass ich meine Portion Prügel beziehen würde. Aber mein Vater sagte: „Du hast Recht getan. Vergiss nie: Wenn man deine Eltern beleidigt oder deine Religion oder deine Familie, dann wehre dich mit allen Kräften.“ Das war derselbe Vater, der mir eine Ohrfeige geben konnte, wenn ich mittags aus der Schule mit wirklich schwer vorstellbarem Dreck bedeckten Schuhen nach Hause kam. „Zeig mir einen Schüler, der so aussieht“, pflegte er zu sagen – und er hatte Recht.

## Musikunterricht

Ich war von jüngster Zeit an sehr empfänglich für Musik und hörte gern meiner Mutter Klavierspiel zu. Man beschloss mir Klavierunterricht zu geben bei der besten Lehrerin der Stadt, einer Frau Odenwald.<sup>57</sup> Ich war damals sechs Jahre alt, also noch vor Schulantritt. Frau Odenwald galt nicht nur als Autorität, sie war es auch, was Strenge des Unterrichts anlangte und den Preis, den sie verlangte: drei Mark die Stunde. Damals war der Tagesverdienst eines unverheirateten Fabrikarbeiters eineinhalb Mark! In meinem Falle, als sie mich kleines Kerlchen sah, schlug sie vor, das erste Halbjahr mir nur ausnahmsweise pro Woche eine halbe Stunde zu geben, für den halben Preis.

Eines Tages, im strengen Winter, kam ich – es war immerhin ein Weg von einer halben Stunde zu Fuß (natürlich gab es in unserer kleinen Stadt keinerlei Transportmittel außer den eigenen Füßen) - nicht nur viele Minuten zu spät, sondern auch mit erfrorenen Fingern. Als ich mich zum Flügel setzte, begann ich zu weinen, weil ich mit den eiskalten Fingern nicht spielen konnte. Als sie mich fragte nach dem Grund des Heulens, sagte ich, dass ich fürchtete, sie würde wegen der Verspätung und den steifen Fingern böse sein und mich nach Hause zurück schicken. Sie gab mir einen festen Kuss auf beide Backen, schob mir ein Praline in den Mund und sagte: „Setze dich eine halbe Stunde neben den Ofen und dann kannst du mir sicher vorspielen.“ Ich war im siebten Himmel. Nach drei Monaten ließ sie meine Mutter kommen, um ihr zu sagen, ich hätte ein besonderes Talent für das Klavier und Musik, sie habe mir die Aufgabe gegeben, die erste Seite einer Clementi-Sonate statt in C-Dur auf dem Papier in G-Dur zu transponieren, und von ein paar Fehlern abgesehen, hätte ich die Aufgabe für einen sechsjährigen Jungen erstaunlich gut gelöst. Sie schlug vor, von nun an eine volle Stunde zu nehmen und war überzeugt, dass sie mit mir einen besonderen Erfolg haben würde. Meine Mutter bat sich Bedenkzeit aus und schrieb einen Brief, dass die Familie beschlossen habe, wegen des Todes des Großvaters ein Trauerjahr vorüber gehen zu lassen und keinen Musikunterricht zu nehmen. Das Klavierspiel störe die bei uns lebende Großmutter. Ich war viele Tage sehr traurig, aber nahm das hin als etwas, das nicht zu ändern war. Erst nach einigen Jahren erfuhr ich die wirk-

---

<sup>57</sup> Elisabeth Odenwaldt (1865-1933), Tochter des Sanitätsrats Dr. Moritz Lenzberg (1821-1900), trat 1888 vom jüdischen zum katholischen Glauben über und heiratete im gleichen Jahr den Auslandskorrespondenten Carl Odenwaldt (1860-1907). Die Pianistin und Klavierpädagogin lebte bis Juni 1905 in Salzuflen, Osterstraße. Auch anschließend kam sie immer wieder zu Konzerten in die Salzstadt. Sie spielte u.a. mit dem bekannten Komponisten und Pianisten Max Reger. Elisabeth Odenwaldt starb im Juni 1933 in Hannover. Zu Lenzberg s. Stefan Wiesekopsieker: Sanitätsrat Dr. Moritz Lenzberg (1821-1900). Ein Porträt zum 100. Todestag, in: Bad Salzuflen 2000. Jahrbuch für Geschichte und Zeitgeschehen, S. 27-35.

liche Begründung der Musikaufgabe: es war die Zeit einer wirtschaftlichen Krise meines Vaters, und die zwölf Mark für Unterricht und drei Mark für Notenpapier waren bereits eine fühlbare Ausgabe.

## **Bösingfeld**

Als Schuljunge und als Student fuhr ich gerne für 1-2 Wochen zur Großmutter nach Bösingfeld und nach ihrem Tode zum Onkel Julius. Das Haus, rein nach Zweck aus Holz und Stein gebaut, ohne besonderen Reiz und ohne eine Spur von Schönheit, hatte für mich dennoch Reize. Es war zweistöckig; die Zimmer waren alle sehr klein, außer der großen Küche. Kein Zimmer und kein Fenster war exakt gemacht, irgendein Teil war entweder schief oder krumm. Vorne, zur Straße, war ein mittelgroßes Schaufenster für Stoffe, Kleider und Hüte, vor allem für Mädchen und Frauen. Getrennt durch die Haustür war auf der kleineren Seite des Hauses ein Fenster gewöhnlicher Größe, das als Schaufenster für ‚Kolonialwaren‘ und Spielsachen hergerichtet war. Als die Großmutter die 70 überschritten hatte, wurde dieser Teil des Geschäfts aufgegeben. Er war schon seit einigen Jahren mehr aus menschenfreundlichen, als aus Gewinnabsicht gehalten, um der alternden Mutter das Gefühl des Mitverdienens und der Beschäftigung zu geben. Meine zwei Onkel, Julius<sup>58</sup> und David<sup>59</sup>, konnten mich leicht überzeugen, dass wenig Kunden kamen und der wirkliche Handel mit Essen und Kolonialwaren oben im Dorfe von jüngeren und erfahreneren Kaufleuten getätigt wurde.

Aber hinter dem Haus war der Stall für ein Pferd und zwei Ziegen. Das war etwas für mich. Ich war (und blieb) tierlieb. Ich lernte das Pferd und die Ziegen füttern und zu tränken. Pferd und ein Einspannerwagen dienten in der Woche (1-2 Mal) Bauern auf einsamen Gehöften Waren zu bringen, die an Menge oder Gewicht nicht von ihnen mitgenommen werden konnten. Das Dorf, „Flecken“ genannt, zählte bis einige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg ungefähr 1000 bis 1200 Einwohner. Es war auf einem mäßig ansteigenden länglichen Hügel erbaut. Die vom Tal aus ansteigende, breite, aber holperig aus groben Pflastersteinen gebaute Straße teilte sich etwa 100 Meter vom großelterlichen Hause gerechnet, in zwei gabelförmig auseinander zweigende Straßen. Die Spitze dieser Gabelung bildete das ansehnlichste große Bauernhaus des Bürgermeisters. Das lang gestreckte Dorf zog sich fast bis zum Rande eines schönen Waldes hin. Es gab eine kleine Kirche, eine sehr kleine Synagoge, zwei Gasthäuser. Bis zum Jahre 1907 oder 1908 war Petroleum die einzige Beleuchtungsquelle. Das Dorf verdankt den unermüdlichen Bemühungen und der Initiative meines Onkels Julius, dass man Elektrizität als Licht- und Kraftquelle einführte. Die Handwerker profitierten am meisten von dieser Modernisierung.

Bösingfeld hatte bis 1930 keinen Bahnanschluss. Zur Zeit meiner Jugend endete die Eisenbahn (auch sie nur eine Nebenlinie) in Barntrup, einer kleinen Stadt. Von dort musste man die ‚Post‘ nehmen. Es war eine große, schwere, gelbe Postkutsche mit zwei Pferden. Der Postillion trug blaue Uniform und einen schwarz lackierten, harten „steifen Hut“, mit farbigem Band. Auf dem ganzen 1½stündigen Weg gab es keine Schattenbäume, außer einem kleinen Stück Wäldchen, das meistens im Frühling oder im Winter erst bei Eintritt der Dunkelheit erreicht wurde. Sobald der Wagen dort einfuhr – und bei der Einfahrt in ein Dorf – nahm der Postillion sein Horn und blies irgendeine schöne Melodie. Auf einer solchen Ferienfahrt sah ich eine Himmelserscheinung, die man heute sicher als „fliegende Teller“ beschrieben hätte. Ich habe als Junge und als Student oft Sternschnuppen gesehen, denn damals waren die Luft und der Nachthimmel im Lipperland nicht durch Fabriken und Motoren im Dunst. Dieses Mal war es keine Sternschnuppe, die ja meist nur einen Bruchteil einer Sekunde dauert und als goldgelber Strick erscheint und verschwindet. Ich

---

<sup>58</sup> Julius Kleeberg (geb. 23. Juni 1872 in Bösingfeld) wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert. Er ist dort umgekommen.

<sup>59</sup> David Kleeberg (geb. 26. Februar 1869 in Bösingfeld, gest. 27. März 1939 in Bösingfeld).

erinnere mich genau, dass es am dunklen Himmel eine längliche, eher kugelförmige Gestalt war (das Wort „elliptisch“ kannte ich noch nicht).<sup>60</sup>

Das Gegenüber vom Hause der Großeltern war nicht übermäßig malerisch, das empfand ich schon als Schulbub. Es waren einige Bauernhäuser, zwar auch im lippisch-westfälischen Stil gebaut, aber unschön, und die Mistgruben – in Farbe und Gestank – waren vor und nicht hinter den Häusern, weil natürlich Ein- und Ausfahrt an der Straße lagen. Außerdem trieben sich dort viele Gänse herum, die, wenn erschreckt, mit ausgestreckten Hälsen und wüstem Geschrei hinter einem herliefen. Solange ich noch ein Junge von 10 oder 12 Jahren war, hatte ich richtige Angst vor diesen vielen Gänsen. Und doch trieb es mich gerade an einem dieser Bauernhäuser vorbei, denn in der Nähe lag eine Gerberei, die mich ungeheuer interessierte. Die Tierfelle wurden in einer Grube in eine geheimnisvolle Flüssigkeit versenkt und stanken fürchterlich. Aber in angrenzenden Kammern eines Hauses wurden sie weiter und mit anderen Flüssigkeiten behandelt und hier roch es angenehm nach Leder. Es war eine primitive „Fabrik“, aber alles was mit Apparaten, Maschinen und sichtbaren Prozeduren zu tun hatte, weckte von jeher mein Interesse.

Das Dorf hatte, soweit mein Gedächtnis reicht, vier bemerkenswerte Männer. Da war der Bürgermeister, ein Abbild eines germanischen Recken: ein sehr großer, muskulös gebauter Mann mit wallendem großen Vollbart, mit tiefer Stimme, ein fortschrittlich tatkräftiger Regierer.<sup>61</sup> Da war der Dachdecker Begemann, ein Original, der nur lippisch-plattdeutsch sprach, ein dürrer, himmellanger Mensch, von dem die Berliner, wenn sie einen solchen Burschen sahen, sagten: „Der kann aus der Dachrinne saufen“, wenig gebildet, aber schlagfertig und tüchtig in seinem Fach. Da im Winter nicht gebaut wurde, und da er ein einfacher, aber fleißiger Mann war, so hatte er für diese „stille Saison“ gelernt, Trichinenbeschauer zu werden. Die Bauern damals schlachteten ihre Schweine alle selber und machten auch die Schinken und Würste selber. Es war aber eine Vorschrift, die strikt (bis zum Weltkrieg) eingehalten wurde, dass das Fleisch vor der Bearbeitung auf Trichinen untersucht wurde. Es war eine einfache Technik, die mit einem Mikroskop mittlerer Güte ausreichend bewältigt werden konnte. Da die Regierungen wussten, dass diese Arbeit von an sich wenig gebildeten Menschen geleistet wurde, verlangten sie, dass diese Trichinenexperten von Zeit zu Zeit einen Auffrischkurs mit einem kurzen Examen durchmachten. Bei einer solchen Prüfung wurde unser Freund Begemann von einem jungen akademischen Prüfer nach der Anatomie dieser Würmer gefragt. „Wo sitzen bei der Trichine die Geschlechtsteile?“ Antwort Bergmann [sic!]: „Chemau sso, wie bei Herrn Dokter, am ...“. Der Herr Doktor stellte keine weiteren Fragen.

Da war der Hauptgastwirt Schwabedissen, ein dörfliches Universalgenie. Er war immer der erste, um in seinem Dorfe Neues und Nützliches zu haben und was er nicht kaufen konnte, versuchte der manuell sehr Geschickte selber zu machen. Er hatte niemals methodischen Klavierunterricht gehabt, konnte keine Noten lesen und spielte, wenn auch mit Fehlern, Beethoven- und Mozartsonaten. Ich konnte ihm, wenn er Zeit hatte, nur mit Bewunderung zuhören. Er schaffte auch zuerst für seine Gäste eine große Spieluhr an. Sein Sohn musste Xylophon lernen und manchmal gaben Vater und Sohn abends ein Dorfkonzert mit Klavier und Xylophon. Dass dabei sein Bierausschank nicht zu kurz kam, versteht sich von selbst, aber das nimmt ihm meiner Meinung nach nichts von der Anerkennung, dass er im Rahmen des ihm Möglichen doch etwas Neues in das Bauerndasein brachte. Eine seiner gescheiterten Ideen war der Ankauf eines alten, klappernden Modells eines Autos. Aber es fuhr und die 1½stündige Postkutschenfahrt von der Bahnstation ins Dorf kürzte er, für den der zahlte, bis zu einer halben Stunde ab.

---

<sup>60</sup> Dabei könnte es sich um einen Kometen, beispielsweise 22P/Kopff (23. August 1906), gehandelt haben. Ohne zeitliche Angabe ist eine Zuordnung nicht möglich.

<sup>61</sup> Bürgermeister Friedrichs.



*Kaiserliches Postamt in Bösingfeld, 1916. Onkel Julius Kleeberg (3. v.r.) steht links neben Bürgermeister Friedrichs. Links im Hintergrund vermutlich das Haus Kleeberg. Gemeindearchiv Extertal.*

Und doch war der intelligenteste, auch gebildetste Bürger mein Onkel Julius Kleeberg.<sup>62</sup> Zugleich auch der dynamischste und bescheidenste. Er befürwortete bei der lippischen Landesregierung den Bau des neuen Postgebäudes, obwohl es ihm die hübsche Aussicht verdarb, vom Wohnzimmer aus in das weite Land zu schauen. Er sorgte auch dafür, dass das Dorf Elektrizität bekam, sogar eine eigene Zentrale, Generator, Dynamo und Batterien. Das geschah zu einer Zeit, wo die kleinen Städte in Lippe, Salzuflen eingeschlossen, froh waren, Gaslicht zu besitzen. Mein Onkel Julius war im Gegensatz zu meinem Vater ein Monarchist, aber in

keiner Weise ein Chauvinist. Im Gegenteil, er gönnte den anderen Staaten und ihren Menschen ihre Erfolge. Im Weltkrieg I meldete er sich freiwillig als Mann von 43 Jahren und diente in der Etappe bis 1917, wo die Großmutter erkrankte und 82jährig starb. Es mag sein, dass sein politischer maßvoller Eifer ihn vor der Gaskammer bewahrt hat. Er wurde allerdings auch verschickt, aber nach Theresienstadt und von dort nicht weiter. Er starb dort mit seiner Frau (er hatte sehr spät, mit 50 Jahren geheiratet) an Typhus.<sup>63</sup> In Bösingfeld hatte dieser ehrenhafte Kaufmann, dieser eifrige und selbstlose Bürger keine Feinde. Die einzige Tochter überlebte die Nazischreckenszeit und konnte nach USA auswandern.

Eine Art Original war der eine Dorfdoktor, Dr. Schleyer, ein frommer Jude.<sup>64</sup> Im Dorf amtierte noch ein zweiter Arzt, ein arischer Christ. Der Dr. Schleyer hat mich zur Welt gebracht, blieb der Arzt der 6 oder 7 jüdischen Familien, war Tag und Nacht auf den Beinen, inklusive seinem Pferd. Um die Jahrhundertwende war die Medizin auf den Dörfern und in den kleinen Städten nicht gerade großartig. Die Haupttätigkeit der Dorfmediziner war Geburtshilfe, Infektionskrankheiten und Knochenbrüche. Einen Spezialisten zu holen, war weder Sitte, noch hatten die meisten Geld dafür. Bei alten Leuten galt überhaupt eine andere Art der Betrachtung. Nicht dass es den erwachsenen Kindern an Liebe für die alten und kranken Väter und Mütter gefehlt hätte, aber Alter und Krankheit nahm man als Schicksal entgegen. Außerdem waren ja außer Chirurgie die Zahl und Wirkung von Heilmitteln für die allgemeine und besonders die innere Medizin sehr beschränkt. Dieser Doktor war schnell, gewissenhaft und grob. Wenn das Thema Diät aufkam, pflegte er zu sagen: „Probieren Sie. Wenn es Ihnen bekommt, fein. Wenn es Schmerzen oder Störungen macht, essen Sie es nicht.“ Und wenn dann einer hartnäckig nochmals fragte, antwortete er: „Dann rühren Sie die Speise mit Ei ab und geben Kuschkalomonum zu“, setzte sich den Hut auf und verschwand. Das Wort „Kuschkalomonum“ war seine ureigene Erfindung und konnte von Kranken nach Belieben und Phantasie ausgelegt werden.

<sup>62</sup> Dementsprechend wurde Julius Kleeberg im Dorf anerkennend „Minister“ genannt. Vgl. Broschüre „Zur Geschichte der Juden in Extertal. Eine Ausstellung der Realschule Extertal“. o.O. (Extertal), 2003/04.

<sup>63</sup> Julius Kleeberg war gemeinsam mit seinem Bruder David bereits am 1. März 1933 wegen angeblichen Waffenbesitzes in „Schutzhaft“ genommen worden. Mit seiner Ehefrau Grete (geb. 14. Dezember 1881), und Tochter Karoline (geb. 20. März 1922) verzog er 1934 nach Rinteln. Die Familie wurde im Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert.

<sup>64</sup> Dr. Heinrich Schleyer (geb. 12. März 1874, gest. 28. Juli 1954) wurde u.a. im Herbst 1933 für zehn Tage in „Schutzhaft“ genommen. Das Ehepaar Schleyer emigrierte 1935 nach Palästina, die Kinder folgten 1939.

Viele Jahre hatten die unternehmensfreudigen zwei Brüder auch den Verkauf von Öfen und kleineren landwirtschaftlichen Geräten. Als das allmählich weniger lohnend wurde, und das Manufakturgeschäft blühte, gaben meine Onkel den „eisernen“ Teil (und den kolonialen Scheinhandel) auf und das Pferd wurde zu meinem Leidwesen abgeschafft.

## Bar-Mitzwah

Das größte Ereignis fast am Ende unserer Zeit in Salzuflen war meine Bar-Mitzwah (zeitlich etwa gleichbedeutend mit der christlichen Konfirmation). Aber ein großer Unterschied besteht darin, dass der jüdische Junge mit dem 13. Lebensjahr nicht nur in die Gemeinde als Mitglied aufgenommen wird, sondern dass man von diesem Augenblick an von ihm verlangt, die religiösen Pflichten wie ein Erwachsener zu erfüllen. In unserer kleinen Reform-religiösen Gemeinde war das aber nicht so wörtlich gemeint. Man blieb noch lange was man wirklich war, nämlich ein Schulkind. Für mich, den Helden des Tages, waren die Geschenke und die Besuche aller Onkel und Tanten die Hauptsache. Von meinen Mitschülern „drückten“ sich die meisten hauptsächlich wegen der Geschenkausgaben. Die Verwandten waren freigiebig. Aber mein reicher Onkel Lebenbaum<sup>65</sup> aus Hamburg stellte alle in den Schatten. Er schenkte mir eine lange Uhrkette aus 18-karätigem wunderbarem Rotgold, die ich bis zum Jahre 1939 täglich trug. Dann musste ich sie auf Befehl meiner Frau, die meinte, es mache mich alt, weggeben und eine Armbanduhr tragen. Ich gab die wirklich von besonders schöner Form gearbeitete Kette meiner Schwester, die sie als Halskette noch heute anlegt. Aber kaum hatte ich mich mit dem herrlichen Geschenk freudestrahlend dankend an ihn gewandt und an seine Frau, die sehr schöne Betty, als er sagte: „Sieh‘ doch mal, was ich dir noch schenke“, und gab mir eine Schachtel voll mit Goldstücken. „Zähl doch mal“, sagte er, „es müssen 50 10-Markstücke sein. Für diese 500 Mark sollt ihr alle eine schöne Reise machen.“ Ein solches Geschenk hatte ich nicht erwartet, der wahre Wert von 500 Goldmark war mir mit 13 Jahren ebenfalls unbekannt und so fiel mein Dank sicher nicht so aus, wie ich ihn gerne hätte zeigen mögen.

Mein Vater schenkte mir die goldene Uhr, die sein verstorbener Vater immer getragen hatte. So konnte ich also meinen Kumpanen stolz eine goldene Uhr mit großer goldener Kette zeigen. Drei meiner Schulkameraden hatten sich zusammen getan und mir einen „richtigen“ großen Fußball gekauft. Natürlich wollten wir nachmittags, nach Kaffee und Kuchen, Fußball spielen. Mein Vater sagte: „Das kannst du aber nicht mit der goldenen Uhr und Kette.“ Doch was sind Geschenke, wenn man sie nicht zeigen darf? Also spielte ich Fußball und hatte Uhr und Kette schön in meiner Weste. Als am Abend neue Gäste kamen und ich meine Geschenke präsentieren sollte, war die Uhr stehen geblieben, sie zeigte nicht auf 8 Uhr abends, sondern auf vier! Mein Vater, mit kristallklarer Logik, sagte: „Du hast sie mit beim Fußballspiel gehabt und nun ist die kostbare Uhr beschädigt.“ Lügen konnte ich nie – und so empfing ich trotz Bar-Mitzwah eine deftige Ohrfeige. Als ich am nächsten Tage sie unserem Uhrmacher zeigte, nahm er seine Pinzette und trennte die zwei Zeiger, die sich verhakt hatten bei einer seit vielen Jahren nicht benutzten Uhr, in einer Sekunde auseinander und die Uhr, völlig in Ordnung, ging wieder. Als ich mit Triumph meiner Unschuld am nächsten Tage diese Erklärung brachte und hoffte, mein Vater würde sein Unrecht einsehen, sagte er (mit Recht): „Du hast die Ohrfeige bekommen, weil du ungehorsam und außerdem noch leichtsinnig warst und du deine zwei kostbarsten Geschenke bei diesem Spiel in Acht nehmen solltest.“

---

<sup>65</sup> Hans Lebenbaum finanzierte seinem Neffen in den 1920er Jahren teilweise das Studium. Lebenbaum (geb. 1867) starb am 17. Juli 1941 kurz nach seiner Ankunft in Montevideo (Uruguay) im Alter von 74 Jahren. Vgl. Todesanzeige im Aufbau (New York) vom 25. Juli 1941. Er war 1917 zum evangelischen Glauben übergetreten.



Die Reise fand statt. Wir fuhren nach Norderney, eine der schöneren und größeren Inseln, die dem deutschen Nordseestrand vorliegen. Die 69-jährige Großmutter bestand darauf, mitzufahren. Als sie uns Kinder ins Meer gehen sah, wo wir fröhlich und völlig gefahrlos in den Wellen tummelten, schrie sie laut: „Sophie (das war meine Mutter), die Kinder ertrinken.“ Sie konnte weder die Wellen ansehen, noch den Seewind vertragen, und so saß sie drei Wochen mit Hut und Mantille angetan im Strandkorb, das Gesicht dem Lande zugewendet, um nichts vom herrlichen Meer zu sehen. Wir wohnten aus Sparsamkeit in zwei Zimmern eines Fischers, aßen zu Mittag vornehm im Hotel und Frühstück und Abend – zu unserem größten Vergnügen – zu Hause, weil es schon damals in den Seebädern Delikatessengeschäfte gab mit ungeahnten Herrlichkeiten, in Salzuflen völlig unbekannt.

# Der Weinbergfriedhof in Detmold

von Andreas Ruppert

„Die Steine sind verwittert, aber sie erzählen dem Besucher dieses kleinen Parkes noch immer von Menschen, die im Großen oder Kleinen in der lippischen Heimat wirkten.“ (Dr. Traute Prinzessin zur Lippe)<sup>1</sup>

## Prolog

Am 17. April 1882 mussten einige Kinder und Jugendliche vor Mitgliedern des Detmolder Magistrats erscheinen. Sie hatten etwas zu gestehen, z. B. Julius S.:

„Ich bin 11 Jahre alt, Schüler der I. Klasse der Bürgerschule. Ich gestehe, auf dem Kirchhofe ein Kreuz von Sandstein umgeworfen zu haben.“

Oder Fritz K., in Begleitung seines Vaters: „Ich bin 6 Jahre alt. Ich gestehe, an einem Kreuz auf dem Kirchhofe eine Scheibe zertrümmert zu haben, indem ich das fragliche Kreuz hin- und herschüttelte.“

Oder Friedrich T.: „Ich bin 12 Jahre alt, Schüler der I. Klasse. Ich gestehe, 2 Platten von der Kirchhofmauer gerissen und auf den Kirchhof geworfen zu haben.“

Die Schüler wurden am 25. Juli des gleichen Jahres vor den versammelten Klassen der Knabenbürgerschule verwarnt. Schulvorstand war der Landgerichtsdirektor Wasserfall, das dürfte beeindruckend genug gewesen sein.

Interessant ist, dass durchgängig vom „Kirchhof“ die Rede ist, obwohl am Ort der Schandtaten keine Kirche stand. Sprache speicherte in diesem Falle historische Erinnerung, denn ursprünglich wurden – hier markiert das Christentum eine Zäsur gegenüber der Antike - die Toten um die Kirchen herum bestattet und damit zumeist mitten in den Kirchdörfern oder Städten. Der im Folgenden vorgestellte Friedhof ist aber Ergebnis einer Entwicklung, die weg von diesen ursprünglichen Begräbnisstätten führte und damit auch hinaus vor die Tore der Städte.<sup>2</sup>

## Friedhöfe als Orte gesellschaftlicher Identität

In manchen Städten und Dörfern gibt es noch alte Friedhöfe. Sie haben meist dadurch einen Reiz, dass sie nicht mehr belegt sind, dass sie an der Grenze zum Verwildern stehen, dass sie aber durch noch stehende Grabdenkmäler kenntlich machen, um welchen Ort es sich handelt.<sup>3</sup> Sie sind ein Teil der Geschichte der

---

<sup>1</sup> Dr. Traute Prinzessin zur Lippe: Parkanlagen in Detmold. Der ehemalige Weinbergfriedhof, in: Heimatland Lippe, 84. Jahrgang (1991), Nr. 8, S. 233-239, hier S. 239.

<sup>2</sup> Zu dieser Entwicklung s. Bärbel Sunderbrink: Zwischen Tradition und bürgerlicher Rationalität. Friedhofsverlegungen im 19. Jahrhundert in Minden-Ravensberg, in: Johannes Altenberend (Hg.): Ein Haus für die Geschichte. Festschrift für Reinhard Vogelsang. Bielefeld 2004, S. 198-210. Frau Sunderbrink, Archivarin im Stadtarchiv Bielefeld, zeigt, wie ertragreich die Beschäftigung mit den alten Friedhöfen unserer Kommunen für die historische Erkenntnis sein kann. Ihr sei an dieser Stelle für vielfältige Anregungen gedankt.

<sup>3</sup> In Detmold etwa die alten Friedhöfe von Heidenoldendorf oder Pivitsheide v. H.

Gemeinde, und sie erinnern durch ihre Lage an die christliche Vorstellung von der Gemeinschaft der Lebenden und der Toten.

Angesichts der begrenzten Aufnahmekapazität der Kirchhöfe und der sich daraus ergebenden unzumutbaren Zustände<sup>4</sup> wurden sie in der Neuzeit geschlossen, früher oder später, oft auf Druck der Obrigkeit und gegen den Widerstand der Einheimischen, die darauf bestanden, dort begraben zu werden, wo die Vorfahren liegen. Das Gefühl der Gemeinschaft über den Tod hinaus war noch individuell und in den Familien vorhanden, es war ein Faktor im gesellschaftlichen Leben.

Die neuen Begräbnisorte lagen vor den Toren der Stadt – noch nah genug, um sie als Teil der Gemeinde zu verstehen, aber mit anscheinend ausreichender Fläche zur Ausdehnung. Hier handelt es sich um eine „zweite Generation“ von Friedhöfen. Angesichts des rasanten Wachstums der Städte in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erwiesen sich aber auch die neuen Standorte als zu klein und ihre Lage als doch nicht ausreichend. Verlangt war eine weitere Verlegung, diesmal allerdings gegen wesentlich geringeren Widerstand. Moderne Verkehrsmittel erlauben es, auch außerhalb gelegene Friedhöfe noch als zur Gemeinde gehörig anzunehmen. Mit ihnen ist eine „dritte Generation“ städtischer Friedhöfe entstanden.

Die Grabmale auf den alten Friedhöfen sind aus dem Geist ihrer Zeit entstanden. Sie sind Zeichen, die in ihrer Zeit verstanden wurden. Mit der Veränderung der Zeiten – im Falle des Weinbergfriedhofs handelt es sich um mehrere Generationen und um die Zäsuren zweier Weltkriege – verlieren die Zeichen ihre Bedeutung oder werden nicht mehr verstanden. Dann werden sie abgeräumt, wie Akten, die verbrannt werden oder in den Schredder kommen. Grabsteine eignen sich dann für Bodenplatten, Steine in Mauern oder für neue Denkmäler mit anderem Inhalt. Erst eine Generation, die die Zeichen neu deutet und sie als Spuren ihrer eigenen Vergangenheit zu bewerten bereit ist, sie als Schlüssel zum Verständnis der Entstehungszeit versteht, entwickelt einen Sinn dafür, die Friedhöfe und ihre Denkmäler zu erhalten. Oft ist es dafür aber zu spät.<sup>5</sup> Hier wäre unbedingt das Handeln der kommunalen Denkmalpflege und auch der lokalen Heimatvereine gefragt, um die erhaltenswerten Denkmäler aufzunehmen – im doppelten Sinne der textlichen und der fotografischen Erfassung - und sich für ihre Sicherung einzusetzen. Vorbildlich ist dies in Bad Salzuflen und seinen Ortsteilen durch den dortigen Heimat- und Verschönerungs-Verein geschehen, der über 600 Denkmäler der Friedhöfe der Kernstädte Bad Salzuflen und Schötmar sowie der eingemeindeten Ortschaften aufgenommen und ca. 100 davon als erhaltenswert eingestuft hat.<sup>6</sup>

## Die Detmolder Friedhöfe

Auch in Detmold gibt es inzwischen mehrere „Generationen“ von Friedhöfen, wobei die jüdischen Friedhöfe hier einmal außer Acht gelassen werden. An den ersten, um die Erlöserkirche am Markt (früher St. Veit) gelegenen Begräbnisort erinnert eine kleine, nahezu versteckte und schwer lesbare Inschrift an einem Stein hinter der Kirche, gegenüber dem Gemeindehaus. Ebenfalls zu dieser „ersten Generation“ ist der

---

<sup>4</sup> Die 2008 durchgeführte Sanierung des Detmolder Marktplatzes hat die Enge in den Gräbern des ehemaligen Kirchhofs unerwartet noch einmal vor Augen geführt.

<sup>5</sup> Einen Sonderfall stellen Grabdenkmäler dar, die losgelöst von ihrer ursprünglichen Funktion und von ihrem ursprünglichen Ort als Dokumente ihrer Zeit verstanden und gelesen werden. Dies gilt etwa für die römischen Grabdenkmäler aus Neumagen an der Mosel, die heute im Rheinischen Landesmuseum in Trier präsentiert werden.

<sup>6</sup> Freundlicher Hinweis von Dr. Stefan Wiesekopsieker, dem Vorsitzenden des Heimat- und Verschönerungsvereins Bad Salzuflen.

Friedhof an der zweiten Kirche zu zählen, die es in Detmold gab. Es handelte sich um die Kirche des Klosters Marienanger zwischen der heutigen Schüler- und der Exterstraße.<sup>7</sup>

Der dritte Friedhof, der trotz seiner Lage noch der „ersten Generation“ zuzurechnen ist, wurde 1625 vor dem Lemgoer Tor angelegt. Hintergrund war eine Pestwelle im gleichen Jahr, in der sowohl die hohe Zahl der Todesopfer als auch die Angst vor weiterer Ansteckung eine Verlagerung der Begräbnisstätte erzwang – eine für die Pestzeiten typische Erscheinung. Eine Zeitlang wurden beide Friedhöfe nebeneinander belegt, der innerstädtische und der vor dem Lemgoer Tor; dies wurde in den Sterbeeinträgen der Kirchenbücher auch jeweils vermerkt.

Der ursprüngliche Pestfriedhof wurde bis 1870 belegt und gehört dadurch auch zur „zweiten Generation“. 1912 wurde er aufgelöst, die Grabsteine verschwanden, so dass heute nur noch einige wenige Fotografien von der früheren Bedeutung des Ortes zeugen. Sein Gelände war erst für den geplanten Neubau der Kirche der Reformierten Stadtgemeinde vorgesehen, die dann aber am Kaiser-Wilhelm-Platz errichtet und 1908 eingeweiht wurde. Dafür wurde auf dem Gelände des ehemaligen Friedhofs der Neubau der Knabenbürgerschule angesiedelt, der heutigen Weerthschule. Bei Bauarbeiten, etwa der Einlassung von Spielgeräten auf dem Schulhof, stößt man zuweilen noch auf Skelettreste, wie ehemalige Schüler berichteten.

Ganz dieser „zweiten Generation“ von Friedhofsanlagen ist der Friedhof „hinter dem Walle“ zuzurechnen, der bis heute auch Weinbergfriedhof genannt wird. Die Flurbezeichnung „Weinberg“ ist alt, sie reichte im Tal bis zur Weinbergstraße, die 1970 im Rahmen der kommunalen Gebietsreform von der Paulinenstraße „übernommen“ wurde. Der Friedhof diente der Altstadt wie auch der am 2. Mai 1708 gegründeten und mit eigenem Recht privilegierten Neustadt Detmold – beide Städte wurden erst 1845 zusammengelegt -, so dass sich im 19. Jh. auch die Bezeichnung „Neustädter Friedhof“ findet. Er wurde im Jahre 1880 geschlossen, nachdem deutlich war, dass Erweiterungsmöglichkeiten nicht mehr bestanden. Bestattungen von Angehörigen schon dort beerdigter Familien konnten aber auf Wunsch weiterhin vorgenommen werden.

Die nächste, die „dritte Generation“, besteht seit 1872 aus der Abfolge der Friedhöfe an der ehemaligen Meiersfelder, heutigen Blomberger Straße. Es handelt sich um die Friedhöfe von Stadt- und Landgemeinde, den Schorenfriedhof, den städtischen Friedhof und den dazwischen liegenden Ehrenfriedhof für Opfer vor allem des Ersten und des Zweiten Weltkriegs.<sup>8</sup> Auch sie sind inzwischen geschlossen, auch weil sie sich wegen der Bodenverhältnisse als sehr problematisch erwiesen hatten.

Für die „vierte Generation“ steht der Friedhof am Kupferberg in Heidenoldendorf. Er wurde, obwohl er nicht auf dem alten Gebiet der Stadt Detmold lag, als neuer städtischer Friedhof angelegt und seit 1957 belegt. Nach der Kommunalreform von 1970 wurde er zum zentralen Begräbnisort für die Stadt Detmold und hat sowohl die ehemals städtischen Friedhöfe als auch die meisten der alten Friedhöfe der 1970 nach Detmold eingemeindeten Kommunen abgelöst.

## **Der Friedhof „hinter dem Walle“**

Ferdinand Freiligrath schrieb in einem Brief an Luise Grabbe aus Barmen vom 27. Juni 1838:

---

<sup>7</sup> Der Friedhof wird 1481 erstmals erwähnt; zum Kloster Marienanger s. Detlev Hellfaier: „Uppe dat godes loff unde ere vorhoget unde vormeret werde ...“ Zur Geschichte des Augustinerkanonessen-Klosters Marienanger in Detmold, in: Lippische Mitteilungen 72 (2003), S. 173-236.

<sup>8</sup> Zum Ehrenfriedhof s. Andreas Ruppert: Kriegerdenkmäler in Detmold, in: Rosenland 2 (2005), S. 2-18, hier S. 10-13.

„Die Veilchen, die in der ‚Hermannsschlacht‘ lagen, sind also vom Grabe meiner Mutter? - Kennen Sie es denn noch immer, u. ist es nicht wüst und verwildert? - Und wissen Sie auch Emma's und Louisens Grab? - Ach, es liegt mir mancher unter dem Walle, um den mir noch jetzt die Thränen in die Augen schießen. - Der lippische Wald schaut hoch und ernst auf die Gräber herab u. bestreut sie im Herbst mit gelben Blättern; - ich aber bin ihnen fern und kann sie nicht schmücken. – Auch meine Soester Gräber nicht! - . – Sein Sie meiner Detmolder Hügel gedenk – lassen Sie meiner Mutter, meiner Schwestern Gräber nicht wüst werden! – Ich bitte Sie drum! – Ach, ich wollte, ich wär' selber tot.“<sup>9</sup>

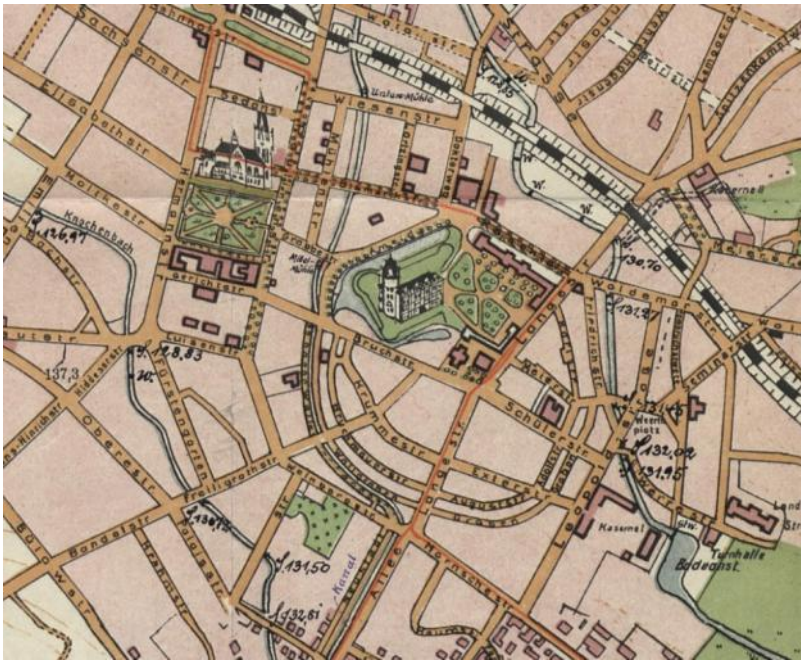


Abb. 1 Auszug aus dem „Neuesten Übersichtsplan von Detmold und Umgebung“ des Geometers Müseler, um 1930. Links unten der Weinbergfriedhof. (Stadtarchiv Detmold)

Der Friedhof ist 1776 angelegt worden, ein Jahr zuvor war der Kirchhof um die Marktkirche eingeebnet worden.<sup>10</sup> Dabei wurden die Familiengrabstätten vom Stadtfriedhof hierher verlagert. Für die neue Anlage hatte Graf Simon August 1775 Teile seines Küchengartens an die Stadt abgetreten.<sup>11</sup> Der „Friedhof hinter dem Walle“ bzw. Weinbergfriedhof wurde im 19. Jahrhundert zum Begräbnisort der Detmolder Elite. Die großen Namen aus dem Kulturleben, dem Militär, der Kirche, der Verwaltung sind hier vertreten, mit ihren Angehörigen und mit Grabsteinen, die an ihre Bedeutung erinnern. Das 19. Jahrhundert ist die große Zeit Detmolds, und der Weinbergfriedhof ist einer ihrer Zeugen.

Zur militärischen Elite gehörten die Namen Böger, Caesar, Falkmann, König, Roth, zu wirtschaftlichen die Namen Brüggemeyer, Déjean, Klingenberg, Rohdewald. Die Geistlichkeit ist in den Familien Begemann, Cölln, Weerth, Weßel repräsentiert, Verwaltung und Politik, der Stadt und des Landes, durch die Steine die Familien Ballhorn-Rosen, Beerenhorst, Ebert, Eschenburg, Heldman, Hoffmann, Kestner, König, von Lassberg, Petri, Piderit, Preuß, Rohdewald, Rosen, Schönlau, und die Namen Freiligrath, Grabbe, Kiel und Meysenbug erinnern an Detmolds kulturelle Größe in jenem Jahrhundert.

Die erhaltenen Grabsteine zeigen dementsprechend Elemente bürgerlicher Sepulkralkultur: Größe, Schmuckelemente, ausgewählte Texte und die Nennung der Funktion und damit die Betonung der sozialen Stellung in der Inschrift, verbunden mit der christlichen Auferstehungsgewissheit bildeten eine Einheit. Bemerkenswert ist, dass die Platten oder Sockel, die Inschriften tragen, erhalten sind – während die Kreuze,

<sup>9</sup> Alfred Bergmann (Hg.): Ferdinand Freiligraths Briefwechsel mit der Familie Clostermeier in Detmold, insbesondere mit Louise Christiane, der späteren Gattin Grabbes. Detmold, 1953, S. 111-116, hier S. 113. S. auch die unzulänglich gekürzte Version in der Freien Presse vom 13. Dezember 1952.

<sup>10</sup> Entgegen verbreiteter Meinung ist der Friedhof nicht für den Neubau des Rathauses und die Neugestaltung des Marktplatzes eingeebnet worden, sondern schon zwei Generationen zuvor, s. Landesarchiv NRW Abt. OWL (LAV NRW OWL) L 92 S III e 1.

<sup>11</sup> Stadtarchiv Detmold D 106 Detmold Nr. 1, Urkunde Nr. 86.

Urnen und andere Schmuckelemente verschwunden sind. Die Elemente der Sepulkralkultur wurden zerstört, nur die Informationsträger zu den Personen blieben erhalten. Auch dies zeigt symbolisch und ganz praktisch ein gebrochenes Verhältnis zur Geschichte.



*Abb. 2 Blick auf den Friedhof, um 1925. Foto: Wilhelm Pecher.  
(LAV NRW OWL D 72 Richter Nr. 63)*

Um Missverständnisse zu vermeiden: Es soll hier nicht die Elite auf Kosten der „kleinen Leute“ herausgehoben werden, die ebenso viel für die Stadt geleistet haben. Aber die Grabstätten der einfachen Menschen sind verschwunden, während die monumentaleren Anlagen eine größere Chance hatten, der Einebnung zu entgehen. So bleiben nur die Zeichen der Elite bestehen, sie erinnern aber gleichzeitig auch an die Vielen, die ebenfalls in der Erde des Weinbergfriedhofs ruhen und zur Gemeinschaft der Lebenden und der Toten der Stadt Detmold gehören. Die Erinnerung muss auch die heute Namenlosen einschließen.

## **Niedergang und Zerstörung**

Der Friedhof „hinter dem Walle“ wurde aufgegeben, als der oben genannte an der Meiersfelder Straße eröffnet wurde. Die letzte vereinzelte Beerdigung fand 1918 statt, danach blieb der gesamte Friedhof gemäß Landesherrlicher Verordnung vom 9. November 1779 noch bis 1948 geschützt. Am 3. Juni 1924 wurde er offiziell geschlossen.<sup>12</sup> Hintergrund war der im gleichen Jahr geäußerte Wunsch der Reformierten Stadtgemeinde, den Friedhof der Stadt im Tausch gegen ein Baugrundstück an der Ecke Bismarckstraße – Hermannstraße für ein neues Gemeindehaus abzutreten. Der Tauschvertrag datiert vom 8. Juni 1928, erst danach ist der Stadt bewusst geworden, dass sie wegen der genannten Ruhezeit erst 1948 frei über das Grundstück verfügen konnte.<sup>13</sup> Unabhängig von den Eigentumsverhältnissen blieb der Friedhof ein Denkmal unserer Geschichte. Denkmäler verlangen Schutz. Der Weinbergfriedhof wurde aber anfangs nicht als Kulturdenkmal anerkannt, sondern als Naturdenkmal geschützt, als Parkanlage, und wurde 1925 in die entsprechende Liste des Landes Lippe eingetragen.<sup>14</sup> Erst 1985 wurde der gesamte Friedhof bzw. das, was von ihm übrig geblieben war, unter Denkmalschutz gestellt.

Bis dahin konnte seine Zerstörung fast ungehindert vorangetrieben werden. 1932 wurde er schon weitgehend eingeebnet, nur eine begrenzte Zahl von Denkmälern blieb stehen.<sup>15</sup> Damals schon stellte sich die Grundsatzfrage, leider eher lamentierend als offensiv: Ist ein Friedhof ein Spiegel unserer Geschichte und soll er erhalten werden? Und gilt der Anspruch, so man ihn bejaht, für alle hier Bestatteten, oder wird nach „wertvollen“ und „weniger wertvollen“ Toten unterschieden? Ist die Fürstin Christine wichtiger als der

---

<sup>12</sup> Meldung des Kirchenvorstands der reformierten Stadtgemeinde Detmold im Staatsanzeiger für das Land Lippe No. 48 vom 7. Juni 1924.

<sup>13</sup> Stadtarchiv D 106 Detmold A Nr. 6222.

<sup>14</sup> Listen der Naturdenkmäler und der Baudenkmäler im Stadtarchiv D 106 Detmold Nr. 2445. Die frühere Stadtplanerin Frau Elisabeth Steichele wies im Gespräch vom 28. April 2010 darauf hin, dass diese Liste den Zuständigen nach 1945 unbekannt gewesen sei und keine Rolle bei den verschiedenen zerstörerischen Maßnahmen in Detmold gespielt hat.

<sup>15</sup> Vgl. Lippische Landeszeitung vom 18. Dezember 1932.

frühere Tagelöhner und spätere Zuchthausaufseher Grabbe, der nicht weit entfernt liegt? Ist der Schriftsteller Grabbe wichtiger als der Uhrmacher Déjean?

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist der Friedhof gänzlich ins Abseits geraten, wenn auch nicht für spielende Kinder. Es klingt wie eine Parallele zum eingangs erwähnten Geschehen im Jahre 1882, wenn der Polizei-Wachtmeister König am 5. Mai 1953 die Namen von sieben Kindern und Jugendlichen im Alter von 7 bis 13 Jahren notierte, die dort spielten und sich wenig um die Bedeutung des Ortes kümmerten - eine Zeugin hatte beobachtet, wie sie „auf den Grabsteinen herumsprangen“. Die Frage, ob sie das dürften, hatte ein Bengel frech bejaht und geantwortet, dass sie das dürften ...<sup>16</sup>

Die entscheidende Zerstörung drohte aber von ganz anderer Seite. Die Stadt Detmold hatte sich – ganz dem Geist der Zeit verpflichtet – der Idee der „autogerechten Stadt“ verschrieben. Das bedeutete in der Praxis die Opferung von gewachsenen Anlagen – Häusern, Plätzen, Straßen – für Straßenverbreiterungen und für Parkplätze. Nun war die Weinbergstraße tatsächlich ein Nadelöhr und musste für den Durchgangsverkehr verbreitert werden.<sup>17</sup> Ist der erste Schritt getan, droht jedoch schnell der zweite: In den 70er Jahren gab es die ernsthafte Überlegung, die inzwischen Paulinenstraße genannte Straße als vierspurige Bundesstraße auszubauen und am Rande rücksichtslos alles abzureißen, was dem Goldenen Kalb des Autoverkehrs im Wege gestanden hätte.

Der Friedhof sollte ein Stück an die neue Straße abgeben und ansonsten zum Parkplatz werden. Das war Detmold in den 50er Jahren: Der jüdische Friedhof in der Spitzenkamptwete verschwand – für einen Parkplatz. Der Donopbrunnen auf dem Marktplatz sollte verschwinden – für einen Parkplatz.<sup>18</sup> Und ebenso sollte der Weinbergfriedhof verschwinden.

Aber wie beim Donopbrunnen so hat auch hier massiver Bürgerprotest, zu dessen Sprachrohr sich die Lippische Landeszeitung machte, die Planierung verhindert. Zwei Stellungnahmen in der Landeszeitung aus jenen Jahren der Auseinandersetzung sollen die Formierung des Widerstandes verdeutlichen, zu dem plötzlich Bürgerinnen und Bürger gegenüber der Obrigkeit bereit waren. In der Ausgabe vom 16. August 1952 meldete sich der Haus- und Grundbesitzervereins Detmold in einem Leserbrief zu Wort: „Der Friedhof an der Weinbergstraße in Detmold darf keinesfalls für den von der Stadt beabsichtigten Zweck eines Parkplatzes in Anspruch genommen werden.“

Man muss erwähnen, dass der führende Kopf des Vereins Max Staercke war, Besitzer und Chef der Lippischen Landeszeitung, der über mehrere Jahrzehnte die öffentliche Diskussion im Lande beeinflusste und dessen Stimme in Detmold Gewicht hatte. Auch in Staerckes Nachlass im Landesarchiv<sup>19</sup> lässt sich sein Bemühen um den Erhalt des Friedhofs erkennen – ein Nicht-Lipper, dem Lippe und seine Hauptstadt zur Heimat geworden waren und der um die Erhaltung der historischen Substanz seiner Stadt kämpfte – wie beim Erhalt des Donopbrunnens darf auch für den Erhalt des Weinbergfriedhofs sein Anteil nicht unterschätzt werden.

---

<sup>16</sup> Stadtarchiv D 106 Detmold A Nr. 7858.

<sup>17</sup> Dabei verlor sie auch ihren Namen an die Paulinenstraße, die nun schon an der Allee beginnt.

<sup>18</sup> Zum Donopbrunnen s. Andreas Ruppert: „Der Brunnen gehört dem Volke“ – Zum Donopbrunnen vor dem Detmolder Rathaus, in: Rosenland 6 (2008), S. 2-9. S. auch den Text von Thomas Dann in der vorliegenden Ausgabe.

<sup>19</sup> LAV NRW OWL D 72 Staercke Nr. 90.

Am 10. April 1954 kommentierte die Landeszeitung selbst das Geschehen:

„Es ist unsagbar traurig ... wie Detmold seine Erinnerungsstätten verkommen lässt. Die Bewunderung seiner Schönheit, seiner Erinnerungszeugen und Landschaft ist in höherem Grade ein Anliegen der Fremden als der eigenen Stadt. Unbarmherzig beseitigte man vor 45 Jahren den Friedhof am Lemgoer Tor, um darauf ein Schulgebäude zu errichten! Seit den Zeiten der letzten Pest hatte er 250 Jahre lang als Totenacker gedient. Ehrwürdige Bäume und Gedenksteine mahnten an berühmte und vergessene Namen. Eine mammonistische Zeitströmung zerstörte ihn. Dem Friedhof am Hornschen Tor gelten die gleichen Absichten. Kirchliche und unkirchliche Kreise gehen Hand in Hand: die einen, weil sie aus der Stätte der Toten einen Parkplatz machen wollen, die anderen, weil sie das Geld für einen Altersheimbauplatz zu ersparen trachten. Es fehlt nur noch, dass Palaisgarten und Schlossplatz möglichst schnell zu Rummelplätzen und Quellen städtischer Platzgebühren gemacht werden.“

Nicht verhindern ließ sich die Bebauung durch die Fürstin-Pauline-Stiftung, die das Grundstück in Erbpacht besitzt und parallel zur Allee eine Altenwohnanlage errichten ließ. Der Friedhof wurde zerstört, als im Dezember 1954 die „Aufräumarbeiten“ für den Bau des Altersheims einsetzten. Grabdenkmale wurden abgerissen und entfernt. Einzelne Grabsteine wurden neu verwendet. So wollte etwa im Jahre 1957 der CVJM mit einem Gedenkstein am Hermannsdenkmal an den Zusammenschluss der deutschen Vereine im Jahre 1882 erinnern. Dieser Stein wurde vom Weinbergfriedhof geholt. Er soll nicht beschriftet und der Friedhof völlig verwildert gewesen sein.<sup>20</sup> Das alles relativiert natürlich auch das erwähnte Verhalten der spielenden Kinder.

Andere Grabsteine, die erhaltenswert schienen, wurden versetzt und damit aus ihrem eigentlichen Zusammenhang gerissen. Immerhin blieb der Charakter der Anlage als Friedhof noch zu erkennen. Auch hier gab es noch einen zweiten Schritt, als 1985 ein Erweiterungsbau erneut auf Kosten des Friedhofsgeländes errichtet wurde.

Letztlich blieb der Friedhof in erkennbaren Teilen nur deshalb erhalten, weil es hier die Grabsteine der Fürstin Christine und den Grabbes gibt.

## **Rundgang**

34 Grabsteine sind erhalten, allerdings die meisten nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt und nicht an ihrem ursprünglichen Ort. Wir stehen nur noch vor den Resten der Zeichen, neben das Interesse am Erhaltenen stellt sich das Bedauern über die Verluste, jenen Grabschmuck, der aus Ignoranz, Zerstörungslust oder vermeintlicher Pflicht zur Gefahrenabwehr unwiederbringlich entfernt wurde. Die wenigen erhaltenen Fotografien lassen uns den einstigen Reichtum an Zierelementen erahnen – die Kreuze und die Schmucksteine auf den Podesten, wie auch antike Torsi uns nur noch erahnen lassen, wie sich ihre Wirklichkeit in jener Zeit darstellte, in der sie geschaffen wurden und die sie symbolisierten. Wir sollten uns hüten, den erhaltenen Bruchstücken eine eigene romantische Qualität zuzubilligen – im Vordergrund steht doch der Verlust. In jedem Falle aber sind die Steine Zeichen und Hinweise auf die Menschen, die einst in dieser Stadt gelebt und sie geprägt haben und an die oft nur noch solche Zeichen die Erinnerung bewahren. Einzelne dieser Menschen Steine sollen nun kurz erwähnt werden. Es ist hier nicht der Ort für ausführliche biographische Notizen, deshalb soll es bei Hinweisen bleiben.

---

<sup>20</sup> Telefonat und Korrespondenz mit dem Superintendenten i. R. Gerhard Schmidt im Juni 2008.





Abb. 3 Grabmal Willem de Clercq.  
Foto: Andreas Ruppert, Mai 2010.

Auf ein noch offenes Rätsel soll eingangs hingewiesen werden. Ein eindrucksvolles Grabmal erinnert an den Niederländer Willem de Clercq, der, am 22. Juni 1808 in Amsterdam geboren, am 1. Mai 1856 in Detmold gestorben war und hier seine letzte Ruhe fand. Warum war der Diakon der niederländischen Mennoniten in Detmold und warum ist er hier gestorben?

### Maximilian Freiherr von Laßberg

Der am 9. November 1813 in Salzburg geborene Fürstlich Lippische Thurn- und Taxis'sche Postkommissar und Postrat kam 1847 nach Detmold. Hier wurde er der Initiator eines aufblühenden katholischen Gemeindelebens – er regte den Bau einer Kirche an, erlangte die Gleichberechtigung der katholischen Konfession im Fürstentum Lippe und ermöglichte die Stabilisierung katholischen Lebens mit der Erhebung Detmolds zur eigenständigen Kirchengemeinde. Laßberg starb am 26. Februar 1866 in Detmold. An sein Wirken erinnert eine Plakette in der Bonifatiuskapelle am Wallgraben.

Von Laßbergs Grabstein hatte ein merkwürdiges Schicksal: Er wurde beim Bau der katholischen Grundschule in der Emilienstraße 1955 dorthin gebracht; nach der Auflösung der Konfessionsschulen kam er zur Heilig-Kreuz-Kirche am Schubertplatz; als dort 1988 der Platz für das neue Gemeindezentrum benötigt wurde, kam der Stein zurück auf den Weinbergfriedhof.

### Christian Dietrich Grabbe

Das Grab Christian Dietrich Grabbes, der am 11. Dezember 1801 in Detmold geboren war und hier am 12. September 1836 starb, war ein wichtiges Argument für den Erhalt des Friedhofs. Den Grabstein hatte ihm seine Mutter setzen lassen. Anfang 1955 wurde er renoviert und bei der Gelegenheit auch die Inschrift „verbessert“ - „Dieses Denkmal widmet Deine Mutter Dier“ stand dort ursprünglich, nun ist das „Dier“ korrigiert - Ordnung muss sein.

Eine Leserbriefschreiberin der LZ erinnerte im Jahre 2008 wieder einmal an den Weinbergfriedhof:

„Zum Zustand des Grabbe-Grabes. Es geht um den berühmten Sohn unserer Stadt (so einst die LZ), Christian Dietrich Grabbe. Auf seinem Grab wächst nur Ackerwinde und Löwenzahn. Wir sollten uns schämen! Dabei haben wir eine Grabbe-Gesellschaft, auch ein Grabbe-Gymnasium.“<sup>21</sup>

Tatsächlich hat sich der Magistrat der Stadt Detmold im Jahre 1876 zur Pflege der Gräber von Grabbe und seiner Mutter verpflichtet,<sup>22</sup> die Pflege des übrigen Friedhofsgeländes fällt allerdings nicht mehr in die Zuständigkeit der Stadt.

Neben Grabbe ist seine Mutter bestattet, Friederike Dorothea Grabbe, geb. Grüttemeier, die 1765 in Hiddesen geboren wurde und am 2. Oktober 1850 in Bösingfeld gestorben war. Bemerkenswert ist, dass das

<sup>21</sup> Lippische Landeszeitung vom 19./20. Juni 2008.

<sup>22</sup> Magistrat und Stadtverordnete, Sitzung vom 28. April 1876, Stadtarchiv Detmold.

Grab des am 15. Dezember 1832 gestorbenen Vaters Adolph Henrich und sein Grabstein deutlich entfernt stehen, so, als wolle man den aus Ahmsen (Amt Schötmar) stammenden, aus Lemgo nach Detmold gekommenen Tagelöhner und Postboten, dem im Jahre 1801 als Zuchtmeister am Zuchthaus in Detmold der soziale Aufstieg ins Kleinbürgertum gelungen war, in gebührender Entfernung von seinem genialen Sohn halten. Auffällig ist seine Grabinschrift mit der sehr direkten Wiederauferstehungsgewissheit: „Ruhe sanft in Frieden, bis wir dereinst uns wiedersehen.“

Keine Spur hat sich vom Grab von Louise Christiane Grabbe, geb. Clostermeier, erhalten. Sie wurde am 15. August 1791 in Detmold geboren und starb dort am 15. Oktober 1848. 1833 hatte sie Grabbe geheiratet. Sie wurde lange Zeit nicht nur, wie üblich, in den Schatten ihres Mannes verbannt, sondern darüber hinaus ausgesprochen negativ dargestellt. Von ihr blieb lange Zeit nur in Erinnerung, dass sie ihrem Mann das Leben schwer gemacht habe – dass umgekehrt ein offensichtlicher Alkoholiker auch seiner Frau das Leben zur Hölle machen kann, kam in diesem Bild nicht vor.<sup>23</sup> Dabei gehörte sie als eigenständige Persönlichkeit zur Detmolder kulturellen Elite und war etwa für Ferdinand Freiligrath eine geschätzte Korrespondenzpartnerin. Werner Broer, der langjährige Direktor des Grabbe-Gymnasiums und Vorsitzende der Grabbe-Gesellschaft hat dieses allerdings zurechtgerückt.<sup>24</sup>

### **Friedrich Ernst Ballhorn-Rosen**

Dieses Grab erinnert an eine Familie, die weit über Lippe hinaus Bedeutung gewonnen hatte. Friedrich Ernst Ballhorn war am 12. April 1774 in Hannover geboren, stammte aus einer Familie evangelischer Geistlicher. Er studierte in Göttingen und wurde 1798 in Philosophie und 1803 als Jurist promoviert. Deutlich war in dieser Zeit seine Sprachbegabung, er beherrschte die üblichen Gelehrten Sprachen, dazu moderne Sprachen, und als Besonderheit Sanskrit und Avestisch. Als Lehrer an der Universität Göttingen betreute er die Söhne der Fürstin Pauline, die Prinzen Leopold und Friedrich, 1817 holte ihn Pauline dann nach Detmold. Kurz zuvor hatte er aus heute nicht mehr bekannten Gründen seinen Namen durch die Anfügung des Namens „Rosen“ mit der Auflage geändert, dass die Nachkommen nur noch „Rosen“ heißen sollten. In Lippe fungierte er als Kanzler. Er verbesserte die Struktur der lippischen Justiz, ist aber ansonsten als konservativer Verwaltungsbeamter nicht durch grundlegende Reformen aufgefallen. 1844 war Ballhorn-Rosen an der Gründung der Freimaurerloge „Zur Rose am Teutoburger Wald“ beteiligt. Für die Kenntnis der Zustände in Detmold in Lippe zur Zeit der revolutionären Bewegung von 1848 ist die Korrespondenz mit seinem in Konstantinopel lebenden Sohn Georg, dem Orientalisten und Diplomaten im preußischen Dienst, bedeutsam, die in eindrucksvoller Weise Beobachtungen und Wertungen liefert.<sup>25</sup> Ballhorn-Rosen starb am 15. Oktober 1855 in Detmold.

### **Johann Wilhelm Ebert**

In einer privaten Chronik wird unter dem 30. September 1842 die Ankunft Johann Wilhelm Eberts in Detmold vermerkt: „Ein sehr reicher Kaufmann Namens Ebert, welcher sich, wie es heißt, bisher hauptsächlich

---

<sup>23</sup> Auch Bergmann stellt sie in der Einleitung seiner Edition des Briefwechsels nur negativ dar, 1953.

<sup>24</sup> Werner Broer: Louise Christiane Clostermeier, in: Grabbe-Jahrbuch, 13. Jg. (1994). Detmold 1994, S. 98-118.

<sup>25</sup> Agnes Stache-Weiske (Bearb.): Welch tolle Zeiten erleben wir! Die Briefe des lippischen Kanzlers Friedrich Ernst Ballhorn-Rosen an seinen Sohn Georg in Konstantinopel 1847-1851. Detmold 1999. Staatsarchivdirektor Dr. Wehlt hatte die 198 Briefe auf einem Flohmarkt entdeckt und ihre Veröffentlichung mit ausführlicher Annotation und wertvollen Hinweisen auf die Familiengeschichte wesentlich gefördert.

in Mexiko aufgehalten, übrigens aber von Geburt ein Deutscher ist, zieht im vorigen Jahr mit Familie hierher, um sich anzubauen und von seinen Revenüen zu leben.“<sup>26</sup>

Tatsächlich hatte der am 27. August 1800 in Oker (Harz) geborene Kaufmann seinen Reichtum in Mexiko erworben und suchte sich nun in Lippe einen geeigneten Wohnsitz. Das Schloss in Schieder gefiel ihm, aber es war in fürstlichem Besitz und daher unerreichbar: „Die Trauben waren also sauer“, heißt es in einem Brief an seine Frau. Die Alternative, für die er sich entschied, stellt bis heute ein Schmuckstück dar – in seiner Form für das Detmolder Stadtbild und in seinem Inhalt für die lippische Kulturlandschaft. Er ließ sich am Stadtrand, an der nach Horn führenden Landstraße auf 800 Baumstämmen eine prachtvolle Villa errichten. 1855 verkaufte er das Gebäude an die Prinzessin Luise, die Fürstin Elisabeth übergab es 1886 als Geschenk an das Land für die Einrichtung eines Museums und einer Bibliothek. Heute ist dort die Lippische Landesbibliothek beheimatet. Johann Wilhelm Ebert erwarb das Haus Allee 5, das sich noch heute im Besitz der Familie befindet.

Ebert ist ein Beispiel dafür, wie stark einerseits Detmolds Anziehungskraft auf Fremde gewesen ist, wie umgekehrt aber die Stadt auch bereit war, Fremde aufzunehmen und in ihr gesellschaftliches und politisches Leben zu integrieren. Vielleicht ist das auch das Geheimnis ihres Erfolgs im 19. Jh.: Die Detmolder waren bereit, Fremde aufzunehmen, und die Stadt war gleichzeitig so attraktiv, dass die Fremden blieben. Der liberal-konservative Johann Wilhelm Ebert war Stadtverordneter und 1848 Hauptmann der Bürgergarde, seine Nachkommen waren bedeutende Persönlichkeiten in der Detmolder und lippischen Rechts- und Verwaltungsgeschichte, Bernhard Ebert war Richter und Vorsitzender des Lippischen Heimatbundes, sein Sohn Arnold Vorsteher des Landesverbandes Lippe und ebenfalls Vorsitzender des Lippischen Heimatbundes

Im Jahre 2008 erschien eine Broschüre zur Familie Ebert. Sie enthält eine biographische Skizze Johann Wilhelm Eberts, verfasst von Bernhard Ebert, und eine biographischen Skizze zu Letzterem, verfasst von Prof. Heide Barmeyer.<sup>27</sup> Ergänzt wird der Band durch eine Darstellung von Gebäude und Grundstück der heutigen Landesbibliothek durch ihren Leiter, Detlev Hellfaier. Die beiden biographischen Skizzen zeigen eine apologetische Haltung, wie sie typisch ist bei zu großer Nähe von Verfassern zu ihrem Gegenstand: Kritische Fragen werden nicht nur nicht beantwortet, sondern gar nicht erst gestellt. Das ist bedauerlich, denn man darf bei Eberts Lebensbild – wie übrigens auch bei denen anderer Detmolder Bürger, etwa Franz Krohn – durchaus fragen, woher der große Reichtum stammte, der in wenigen Jahren in Mittelamerika erworben wurde. Der bewundernde Blick auf Erfolg und Reichtum sollte nicht daran hindern, auch en passant hinter die Kulissen auf die zu blicken, die die Rechnung mitbezahlen.

Johann Wilhelm Ebert starb am 20. Januar 1874. Als 1954 der Weinbergfriedhof überbaut zu werden drohte, holte Bernhard Ebert nach eigenen Worten „die Grabsteine unserer Vorfahren nebst den Überresten der Gebeine in meinen Garten“ und schuf „hier unter Bäumen und Büschen eine neue Gedächtnisstätte.“<sup>28</sup> Auf dem Weinbergfriedhof erinnert nur noch eine Bodenplatte an ihn.

---

<sup>26</sup> LAV NRW OWL D 72 Emmighausen Nr. 3, Eintrag zum 10. September 1842.

<sup>27</sup> Michael Vogtmeier (Hg.): Bernhard Ebert – Der Lebensweg von Johann Wilhelm Ebert (1800-1974) und Mathilde Ebert, geb. Rost (1813-1878). Mit einer einleitenden biographischen Skizze zu Bernhard Ebert von Heide Barmeyer sowie einem Beitrag zur Geschichte des „Hauses Ebert“ von Detlev Hellfaier. Rosdorf bei Göttingen 2008.

<sup>28</sup> Vogtmeier, S. 53.

## Simon Friedrich Wilhelm Brüggemeier (Brüggemeier)

Die Familie Brüggemeier stammt aus Meinberg und gehörte im 18. Jahrhundert zu den führenden Familien in Horn und in Detmold. Simon Friedrich Wilhelm Brüggemeier, am 10. Mai 1749 geboren, erhielt 1779 das Bürgerrecht in Detmold und gründete im gleichen Jahr eine Tabakfabrik. Die Verarbeitung von Tabak, der auf dem Schiffahrtsweg aus Bremen nach Lippe und Westfalen gebracht wurde, gehörte zu den gewerblichen Versuchen, die wirtschaftliche Lage des Landes trotz des Mangels an Bodenschätzen zu heben. Simon Friedrich Wilhelm Brüggemeier ist am 5. Februar 1825 gestorben, drei Tage nach dem Tode seiner ebenfalls 1749 geborenen Ehefrau Francisca Amalia, geb. Detering.

Nach seinem Tod wurde die Fabrik vom einzigen Sohn übernommen, später hatten zeitweilig auch Frauen der Familie die Firmenleitung inne.<sup>29</sup> Mit dem Tode des letzten Inhabers ging die Firmengeschichte 1897 zu Ende.

## Fürstin Christine zur Lippe

Christine Charlotte Friederike war am 30. August 1744 als Prinzessin zu Solms-Braunfels in Braunfels geboren. Sie war 1780 die vierte Ehefrau des Grafen Simon August geworden, der schon zwei Jahre später starb. Nachdem das Haus zur Lippe 1789 den Fürstentitel erhalten hatte, durfte ihn auch Christine zur Lippe führen.



Abb. 4 Grabmal der Fürstin Christine (Detail).  
Foto: Andreas Ruppert, Mai 2010.

Für ihre kleine und gastfreundliche Hofhaltung stand ihr das Neue Palais zur Verfügung. Sie ist am 16. Dezember 1823 in Detmold gestorben. Testamentarisch hatte sie verfügt, dass sie nicht im Mausoleum am Büchenberg<sup>30</sup>, sondern unter den Menschen ihrer Stadt begraben sein möchte:

„Mein Begräbnis soll auf dem Kirchhof sein unter meinen Brüdern, wo ich ganz in der Stille hingebracht werden will. Nur um eine Feierlichkeit bitte ich, dass mit allen Glocken geläutet wird. Ich wünsche auch, dass es niemand verwehrt wird, meiner Leiche zu folgen, auch dem Ärmsten nicht, da es von heilsamen Folgen sein kann, an den Tod erinnert zu werden. Ich verbiethe hiermit, dass zwei Särge gemacht werden, nur einen und den ganz gewöhnlich, auch will ich durchaus kein seidenes Sterbekleid haben.“<sup>31</sup>

Ihr Grabdenkmal wurde von Leopold II. initiiert, der auch nicht versäumte, sich selbst auf dem Stein zu erwähnen.<sup>32</sup> Es ist ein beeindruckendes Erinnerungsmal an eine Fürstin, die sich trotz der herrschenden sozialen Zwänge der grundsätzlichen Gleichheit der Men-

<sup>29</sup> Hinweis von Frau Christel Grote am 22. November 2009 auf dem Weinbergfriedhof; s. auch Frauengeschichtsladen (Hg.): Stadtrundgang zur Frauengeschichte in Detmold. Bielefeld 1990, S. 37.

<sup>30</sup> Zum Mausoleum des Hauses zur Lippe s. Burkhard Meier: Das Mausoleum am Büchenberg bei Detmold mit Biographien der dort bestatteten Angehörigen des Hauses Lippe. Detmold 1988.

<sup>31</sup> Zitiert in der Lippischen Landeszeitung vom 16. Dezember 1905, ausführlich bei Luise Koppen: Christine, Fürstin zur Lippe. Ein Lebensbild. Detmold 1884.

<sup>32</sup> Zur Anlage des Monuments s. LAV NRW OWL L 92 R Nr. 851.

schen bewusst war. Ob das Denkmal ihrem eigenen, pietistisch geprägten Wesen entspricht, ob sie es sich so gewünscht hätte, muss offen bleiben. Es gehört zum Wesen der Denkmäler, dass sie wenig über die zu Ehrenden und viel über die Stifter aussagen.<sup>33</sup> Die umlaufende Inschrift zitiert zentrale christliche Werte: „Wen Glaube führt, Und Liebe rührt, Und Hoffnung ruft, Dem bangt nicht vor der finstern Gruft.“



*Abb. 5 Grabmal der Fürstin Christine (Seitenansicht),  
Foto: Andreas Ruppert, Mai 2010.*

## **Clemens August Kiel**

Das Grab des Musikers Clemens August Kiel erinnert daran, dass Detmold im 19. Jahrhundert eine Stadt der Musik und des Theaters war. Er selbst genoss einen sehr guten Ruf: „Der Hoboist Kiel ist anerkannt ein ausgezeichneter Violinspieler und erfreut sich sein Spiel nicht nur des gnädigsten Beyfalles Serinissimi, sondern auch der Anerkennung des ganzen Publicums“.<sup>34</sup>

Kiel, am 26. Mai 1813 geboren, war 1832 nach Detmold gekommen und wirkte hier als Klarinetist und Violonist, Dirigent und Kapellmeister am Hofe, d. h. im Hoboisten-Korps, später der Fürstlich Lippischen Hofkapelle, und Komponist. Einige seiner Konzerte sind im 20. Jahrhundert vom Lippischen Heimatbund auf Tonträgern veröffentlicht worden.

---

<sup>33</sup> Die pietistischen Neigungen erwähnt von Erich Kittel: Heimatchronik des Kreises Lippe. 2. Aufl. Köln 1978, S. 174.

<sup>34</sup> Charakterisierung durch Regierungs-Referent von Meien anlässlich der Bitte um Gehaltserhöhung durch Kiel vom 11. Juli 1835, hier zitiert nach Richard Müller-Dombois: Die Fürstlich Lippische Hofkapelle. Kulturhistorische, finanzwirtschaftliche und soziologische Untersuchung eines Orchesters im 19. Jahrhundert. Regensburg 1972, S. 58-59.

Kiel starb am 28. Dezember 1871. Neben ihm liegt seine Mutter Caroline Kiel, geb. Gauß, begraben, die – 1785 geboren – 1874 starb.

### **Friedrich Adolph Böger**

Der am 23. Juni 1767 geborene Bauernsohn Böger ist ein Beispiel für eine Karriere, wie sie nur in abgeschlossenen Berufsgruppen wie dem Militär möglich war: Ihm gelang der Aufstieg vom einfachen Soldaten zum Obristen. Böger war zuletzt der Kommandeur des Bataillons Lippe in den napoleonischen Kriegen, dessen fünf Kompanien – drei lippische, eine schauburg-lippische, eine gemischte – an den Feldzügen nach Tirol und Spanien teilgenommen hatten. 1809 geriet er vor Gerona in englische Gefangenschaft, aus der er erst 1814, nach dem Seitenwechsel der Fürstin Pauline von den Unterstützern zu den Gegnern Napoleons, freigekommen war. Böger ist am 9. August 1839 in Detmold gestorben – „Nachdem er 57 Jahre seinem Vaterlande treu gedient hatte“, wie sein Grabstein vermerkt.

### **Friedrich Weerth**

Der am 1. Juni 1774 in Gemark (Barmen) geborene Theologe war von der Fürstin Pauline nach Lippe berufen worden. Er wurde Nachfolger August von Coellns als Generalsuperintendent und Pfarrer an der Marktkirche, Ämter, die er bis 1830 bekleidete. Tatsächlich hatte er Bedeutung für die Entwicklung des lippischen Schulwesens, das bis ins 20. Jahrhundert hinein unter geistlicher Aufsicht stand.

Kirchenpolitisch ist sein Wirken bis heute umstritten. Das gilt sowohl für seine Einführung eines lippischen Katechismus, des „Leitfadens“, gegenüber dem Heidelberger Katechismus im Jahre 1811, als auch für die Einführung eines lippischen Gesangbuchs im Jahre 1828. Gegen den „Leitfaden“ empörten sich mehrere pietistisch geprägte Pfarrer, während ihn sein Sohn Georg verteidigte.<sup>35</sup>

Das Gesangbuch wurde noch hundert Jahre später von Max Staercke, dem Herausgeber der Lippischen Landeszeitung, als Kahlschlag kritisiert: „Es leistete in Verflachung, Verwüstung und zum Teil völliger Unterdrückung des wertvollen alten und neueren Liederschatzes der evangelischen Kirche das denkbar Mögliche.“<sup>36</sup> Andere Theologen weisen darauf hin, dass Weerth damals in aufklärerischen Kategorien dachte und deshalb innerhalb der Landeskirche aneckte. Das Gesangbuch sei nicht so schlecht, wie es im Nachhinein gemacht werde.<sup>37</sup>

Auch Friedrich Weerth gehörte zu den nach Detmold gerufenen Fremden, deren Familie dann eine große Rolle im geistigen und gesellschaftlichen Leben der Stadt und des Landes spielen sollte. Sein Sohn Georg Weerth, von Friedrich Engels als der „erste und bedeutendste Dichter des Proletariats“ gewürdigt, ist weit über Detmold hinaus bekannt geworden. An Ferdinand Weerth erinnern das 1901 errichtete Denkmal am Weerth-Platz ebenso wie die ehemalige Knabenbürgerschule, die nach ihrem Neubau im Jahre 1912 den Namen Weerthschule erhalten hatte.

---

<sup>35</sup> S. dazu Kittel: Heimatchronik, S. 174.

<sup>36</sup> Max Staercke: Ferdinand Weerth, in: Ders.: Menschen vom lippischen Boden. Lebensbilder. Detmold o. J. (1936), S. 153-155, hier S. 155.

<sup>37</sup> Pfarrer i. R. Jochen Schwabedissen im Gespräch am 22. November 2009 auf dem Weinbergfriedhof.

## Jean (Johann) Déjean

Als einer der Letzten fand der Hofuhrmacher Johann Déjean auf dem Weinbergfriedhof seine letzte Ruhe. Er war am 6. Dezember 1799 geboren und starb am 18. August 1893. Er wurde neben seiner Frau Marie, geb. Priester bestattet, die, am 17. Februar 1813 geboren, schon am 11. September 1871 gestorben war. Déjean gehörte zu jenen Hofhandwerkern, die anfänglich nur für den Hof arbeiten durften, für ihren Aufenthalt kein Bürgerrecht benötigten und keine städtischen Abgaben bezahlen brauchten. In der Bürgerrolle der vereinigten Altstadt und Neustadt von 1845 wird er dann jedoch als Bürger aufgeführt.<sup>38</sup>

## Dietrich August König

Der am 18. September 1747 in Lemgo geborene Dietrich August König hatte 38 Jahre im lippischen Staatsdienst verbracht, seit 1804 als Kanzler. Errungenschaften, die gemeinhin der Fürstin Pauline zugeschrieben werden, wurden von ihm vorbereitet, so die Abschaffung der Folter oder die Aufhebung der Leibeigenschaft, deren Praxis in Lippe allerdings nicht mit den Verhältnissen in Ostelbien oder in Russland zu vergleichen war.



*Abb. 6 Schmuckornament am Grabstein  
von Dietrich August König,  
Foto: Andreas Ruppert, Mai 2010.*

Fürstin Pauline wusste, was sie an ihm hatte, und schrieb ihm eigenhändig einen im Westfälischen Anzeiger veröffentlichten Nachruf.<sup>39</sup> König ist am 6. Januar 1810 gestorben. Auch seine am 2. Mai 1839 verstorbene Ehefrau Karoline Margarethe, geb. Hildebrandt, liegt hier begraben.

Königs Grabmal ist später von Bandel gestaltet worden, es war ursprünglich mit einem Engelskopf verziert, der nicht mehr vorhanden ist. Vorhanden ist als Schmuckelement noch ein Sandsteinrelief, in dem eine Schlange zwei Schmetterlinge umrundet und sie wie in einem großen Medaillon einbindet.

Der Sandstein verwittert, gerade an diesem Relief zeigt sich, wie notwendig zumindest eine fotografische Bestandsaufnahme der erhaltenen Grabdenkmäler wäre.

## Henriette Margarethe Amalie Ernst

Auch die am 28. Januar 1766 geborene Henriette Margarethe Amalie Ernst gehörte zur gesellschaftlichen Elite der lippischen Residenzstadt. Sie war die Tochter des Bürgermeisters Emilius (auch: Ämilius) Wohlfahrt Kestner und seiner Ehefrau Johanna Florentine. 1783 hatte sie den Hofgerichtsrat und Bürgermeister Philipp Christian Ernst geheiratet. Nach der Geburt zweier Söhne in den Jahren 1789 und 1791 erkrankte sie und starb, wie das Kirchenbuch meldet, am 25. Juni 1792 an „schleimigtem Gallenfieber“. Die Geschichte weiß nicht viel über sie, aber ihr Grabstein fordert eine so unmittelbare Empathie heraus, dass man sie nicht mehr vergisst. Dort heißt es:

<sup>38</sup> Fritz Verdenhalven (Bearb.): Bürgerbuch der Stadt Detmold. Detmold 1977, S. 148.

<sup>39</sup> Westfälischer Anzeiger 24 Nr. 9 vom 30. Januar 1810, Sp. 129-132.

„Hier überwintert  
auf den großen Frühling  
der Menschheit

[es folgen der Name und die Daten]

Sie blüdete  
und trug Frucht  
und wird blühen  
und Frucht tragen  
wenn ihr grosser  
Frühling komt.“

Hier ist über die christliche Auferstehungsgewissheit hinaus, die Vielen doch fremd geworden ist, noch etwas anderes angesprochen, ein Überschuss, der der hoffnungsvollen Aufklärung des ausgehenden 18. Jahrhunderts entspricht: Vielleicht war es die Französische Revolution, die als Morgenröte den „Frühling der Menschheit“ ankündigte, von der ein Hauch auch bis ins Fürstentum Lippe gedrungen war? Die „Hoffnung auf den großen Frühling“ löst sich vom konkreten Ort und der konkreten Zeit, sie ist ein allgemeingültiges Zeichen, das gegen das *vanitas vanitatum* gesetzt ist. Der stille Betrachter wird gerührt sein, auch wenn er den Optimismus nicht teilen mag.



Abb. 7 Grabstein von  
Henriette Margarethe Amalie Ernst.  
Foto: Andreas Ruppert, Mai 2010

## Epilog

Möglicherweise haben diese bewegenden Zeilen die Detmolder Schriftstellerin Luise Koppin zu ihrer schönsten Erzählung „Miles Freundin“ angeregt.<sup>40</sup> Koppin, die Tochter des Generalsuperintendenten Adolf Koppin, hat diesen Friedhof oft aufgesucht und ihn mehrfach in ihren literarischen Skizzen verwendet. In einem elegischen Rückblick auf das Leben der Fürstin Christine hat sie im Jahre 1884 ein Bild des Friedhofs aus ihrer eigenen Gegenwart gezeichnet, das unseren Rundgang nun beschließen soll:

„Folge mir, lieber Leser, zum stillen, friedlichen Kirchhof der Stadt Detmold. Man nennt ihn den neuen Friedhof, und doch wird seine Ruhe nur selten noch durch ein Begräbnis unterbrochen. Nur selten öffnen sich die großen Portale, um einen müden Erdenpilger einzulassen zu den vielen, die dort schlafen. Der „neue“ Kirchhof ist längst der „alte“ geworden, und ein anderer Platz ist der Ruhe der Toten geweiht. Und doch ist die Stätte nicht einsam und verlassen! Bunt blühen die Sommerblumen auf den Gräbern der Entschlafenen, und die kleine Pforte neben dem Portale lässt manchen ein, der mit Blumen und Kränzen ein Grab schmücken will, in dem sein Liebstes ruht. Und scheint auch mancher Hügel von Menschen vergessen, steht er einsam und ungepflegt, Gottes Sonne scheint darüber, sein Odem reicht

<sup>40</sup> Zu Koppins Erzählung s. Andreas Ruppert in Rosenland 8 (2009), S. 43-44.



auch an der Vergessenen Grab. Und wenn hin und wieder noch ein müder Erdenpilger seine letzte Statt hier findet, so tönt auch über die tief eingesunkenen Gräber das mächtige Wort: Von Staub bist du genommen, zu Staub sollst du werden; Jesus Christus wird dich aufwecken am jüngsten Tag.“<sup>41</sup>

---

<sup>41</sup> Koppen: Christine, S. 1.

# „Ein poetischer Gedanke in hoher künstlerischer Vollendung ausgeführt“ - Der Donopbrunnen in Detmold

von Thomas Dann<sup>1</sup>

## Einleitung

Der Donop-Brunnen ist sicherlich eines der bedeutendsten Kunstobjekte im öffentlichen Raum der Stadt Detmold. Durch seinen zentralen Standort auf dem Marktplatz wird er sowohl von den Detmoldern als auch den zahlreichen Besuchern der Stadt wahrgenommen. Der vorliegende Beitrag will auf der einen Seite die Geschichte des Brunnenprojektes beleuchten und auf der anderen Seite den ausgeführten Brunnen, aber auch die nicht zur Ausführung gelangten Konkurrenzentwürfe kunstgeschichtlich analysieren und würdigen.

## Zur Vorgeschichte

Als im Jahre 1883 in Detmold Auguste von Donop, geborene Antze, starb, war ihr Mann, der Hofjägermeister Franz von Donop, schon viele Jahre tot. Nach dem von ihr bereits 1875 aufgesetzten Testament hatte sie ihr Vermögen der Stadt Detmold, der sozialen Einrichtung der Paulinenanstalt, dem städtischen Armenfonds und dem fürstlichen Konsistorium vermacht. Ein bedeutender Betrag war für die Stadt Detmold bestimmt, verbunden mit der Auflage, einen Brunnen zu errichten: „Da der hiesige Magistrat beabsichtigt, zum Nutzen der Stadt eine Wasserleitung anzulegen, so soll unter dieser Voraussetzung zunächst eine Summe von 6000 Thl. dem Magistrate übergeben werden, mit der Bestimmung, daß das Kapital zur Errichtung eines monumentalen, künstlerisch verzierten Brunnens auf dem Marktplatze verwandt werden soll.“<sup>2</sup>

Konkreter Anlass für das Brunnenprojekt war der Abschluss des Baus der städtischen Wasserleitung.<sup>3</sup> Mangelnde hygienische Verhältnisse in Detmold machten schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts den Bau einer Wasserleitung unabdingbar. Über Jahrzehnte hinweg zögerte der Magistrat mit dem Bau, um erst im Jahr 1898 das Projekt zu realisieren. Ausschlaggebend war wohl schließlich die Drohung des preußischen Militärs, die Garnison aus Detmold abzuziehen. Das nun durch eine Leitung gefasste Wasser stammte aus den Quellen der Berlebecke, die unterhalb der Gauseköte entspringen und zum fürstlichen Besitz gehörten (Abb. 1). Grafregent Ernst hatte den Detmoldern die unentgeltliche Nutzung des Wassers für ewig vertraglich zugesichert.

---

<sup>1</sup> Dank sagen möchte ich all denen, die mich bei der Arbeit nach Kräften unterstützt haben. An erster Stelle ist hier Robert Gahde zu nennen, der mich auf die Quellen zum Donopbrunnen hinwies und mich ermunterte, die kunstgeschichtliche Seite dieses Themas zu beleuchten. Stadtarchivar Dr. Andreas Ruppert unterstützte meine Recherchen intensiv. Weiterhin danke ich den Mitarbeiter/innen des Landesarchives NRW Abt. Ostwestfalen-Lippe (LAV NRW OWL), die mir zum einen unermüdlich meine zahlreichen Wünsche nach Akteneinsicht erfüllten und zum anderen stets für meine Fachfragen ein offenes Ohr hatten.

<sup>2</sup> Abschrift des Testaments von Auguste von Donop vom 24. Oktober 1875, in: Stadtarchiv Detmold (StadtA DT) D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>3</sup> Zur mangelhaften hygienischen Situation Detmolds vgl. Andreas Ruppert: „Der Brunnen gehört dem Volke“ – Der Donopbrunnen vor dem Detmolder Rathaus, in: Rosenland 6 (2008), S. 2-9, hier: S. 3-4.

## Beschreibung des Donop-Brunnens

Auf einem flachen einstufigen Unterbau von rechteckiger Grundfläche mit eingezogenen Ecken ruht ein Brunnenbecken von gleichem Grundriss. An den beiden kürzeren Beckenseiten sind niedrige Postamente angebracht, die durch je eine große Rollwerkkartusche verziert werden. An der Seite zum Rathaus hin ist das Portrait der Stifterin Auguste von Donop (Abb. 4), auf der gegenüberliegenden Seite das Wappen der Stadt Detmold in die Kartusche eingearbeitet (Abb. 5). Der Brunnensockel ist aus nur grob behauenen Steinbrocken zusammengefügt, auf denen eine große, weit vorkragende Deckplatte ruht. Darauf befindet sich die zentrale, plastisch gearbeitete Gruppe. Eine spärlich bekleidete junge Frau, die Personifizierung der Berlebecke, sitzt seitlich abgestützt und erhöht auf einem Felssockel, mit leicht übereinander geschlagenen Beinen auf einem naturalistisch gestalteten Waldboden (Abb. 6, 7). Angelehnt an einen Baumstumpf, ist ihr Blick nach unten gerichtet. Um sie herum bewegt sich ein Reh mit zwei Jungtieren, die von dem aus dem Boden quellenden Wasser trinken. Die für das Brunnenmonument verwendeten Materialien sind Granit in polierter und nur grob zugerichteter Form und Bronze.

## Entwicklung des Brunnenbauprojektes

Der erste Schritt, den testamentarisch fixierten Wille der Frau von Donop in die Realität umzusetzen, erfolgte am 29. Januar 1898 mit einem Brief des Detmolder Magistrates - bestehend aus Bürgermeister Petri und den Stadträten – an den Magistrat der Stadtgemeinde Schandau in der Sächsischen Schweiz.<sup>4</sup> Darin erkundigte man sich nach einer im dortigen Kurpark stehenden Plastik des Bildhauers R. Hölbe. Offensichtlich war der Ruhm von Hölbes Werk, das den Titel „Waldnymphe mit Eichkätzchen“ trägt, bis nach Detmold gedrungen. Möglicherweise beobachtete man in Detmold schon seit längerem die große Anerkennung, die der in Dresden tätige, gebürtige Lipper im In- und Ausland erfuhr. Die nun in den Mittelpunkt des Interesses gerückte Figur stellt eine Waldnymphe dar, die auf einem efeubewachsenen Baumstumpf sitzt und ihren Kopf in Richtung eines Eichhörnchens neigt, das ohne Scheu zu ihr heraufklettert.<sup>5</sup> Der Schandauer Magistrat berichtete in seinem Antwortschreiben vom Anfang Februar, dass die Figur aus Carrara-Marmor zweiter Güte gefertigt sei und einschließlich Sockel, Geländer, Transport und Aufbau 10000 Mark gekostet hätte.<sup>6</sup> Die Detmolder hatten also in ihrem Schreiben präzise Fragen nach der Plastik gestellt.

Ende Februar des Jahres kam beim Magistrat in Detmold offensichtlich unaufgefordert ein Brief der Dresdner Kunstgenossenschaft, einer Art Interessenvertretung regionaler, freischaffender Künstler, an.<sup>7</sup> Darin wurde R. Hölbe als Bildhauer für den in Detmold geplanten „Monumentalbrunnen“ sehr empfohlen.

Nach einer halbjährigen Bedenkzeit führte der Magistrat im Detmolder Rathaus im Oktober des Jahres 1898 zwei folgenreiche Beschlüsse herbei: Zum einen wurde der Standort des Monumentes auf dem Marktplatz in der Achse des Rathauses festgelegt<sup>8</sup> und zum anderen sollte R. Hölbe mit dem Bau des Brunnens betraut werden.<sup>9</sup> Wichtig war der Zusatz „Der Bildhauer Hölbe ist ein Landsmann“.<sup>10</sup> Sowohl die „Waldnymphe“ von Schandau als auch das Empfehlungsschreiben der Dresdner Künstlervertretung hatten somit ihre Wirkung nicht verfehlt. Es entsteht der Eindruck, als hätten Bürgermeister Petri und seine Vertrauten in einer

---

<sup>4</sup> Vgl. Brief der Stadt Schandau an den Detmolder Magistrat vom 8. Februar 1898, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>5</sup> Imke Tappe: Die Plastik des 19. Jh. und die Kunst Rudolph Hölbes, in: Heimatland Lippe 79 (1986), S. 26-31.

<sup>6</sup> Brief der Stadt Schandau an den Detmolder Magistrat vom 8. Februar 1898, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>7</sup> Brief der Dresdner Kunstgenossenschaft vom 26. Februar 1898, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>8</sup> Beschluss des Magistrates vom 6. Oktober 1898, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>9</sup> Beschluss des Magistrates vom 29. Oktober 1898, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>10</sup> Ebd.

Art Alleingang ihre Ziele und Wünsche in Bezug auf den Brunnen durchsetzen wollen. Als die Stadtverordnetenversammlung dies mitbekam, legte sie im Dezember ihr Veto ein und verlangte, dass eine Brunnenbaukommission einberufen werde, „welche im Verein mit dem Magistrate die Angelegenheit fördern soll.“<sup>11</sup> Mitglied der Kommission sollten sein: Kammerherr A. von Donop, Professor Winkelsesser, Dr. Schemmel, Kaufmann Cronemeier, Bäckermeister Frevert, Architekt Priester und Schneidermeister Pieper.

Inzwischen hatte der Unmut über den Magistratebeschluss im Rathaus weitere Kreise gezogen. Es wurde der Ruf nach einer öffentlichen Ausschreibung des Brunnenprojektes laut. Und so erging kurzfristig Anfang November der Beschluss des Magistrates: „Die Detmolder Bildhauer sind aufzufordern innerhalb von vier Wochen Entwürfe zu einem Brunnen einzureichen - die Entwürfe müssen Original=Arbeit sein.“<sup>12</sup> In der Folge gingen die Entwürfe und vereinzelt Modelle der Bildhauer R. Hölbe (Dresden), K. Meier & A. Weskamp (Detmold), K. Retzlaff (Detmold), der Stuckfabrik A. Lauer mann & Elster (Detmold), des Tischlermeister L. Reineking (Detmold) und des Malers und Architekten K. Junker (Lemgo) ein.

Über mehrere Monate dauerten die Beratungen über die verschiedenen eingereichten Projekte. Im April des Jahres 1899 entschloss sich die Mehrheit der Kommissionsmitglieder, den Entwurf R. Hölbes mit dem ersten Preis zu belegen und dem Dresdener Bildhauer die Ausführung zu übertragen, jedoch wünschten Architekt Priester, Bäckermeister Frevert, Kaufmann Cronemeyer und Dr. Schemmel, dass der Bildhauer ein Modell seiner Brunnenlösung anfertigen möge. Als zweitbesten Entwurf wurde das Projekt der Firma Lauer mann & Elster gekürt, die als Preis die Ausführung des „Brunnens für den Herrn Graf Regenten“ übertragen bekam. Die Bildhauer Meier & Weskamp erhielten den dritten Preis, und damit in Anerkennung ihrer Verdienste die „Steinmetzarbeiten am Marktbrunnen“ übertragen.<sup>13</sup>

Über ein knappes Jahr lang war nun von R. Hölbe aus Dresden kaum noch etwas zu hören. Erst im April 1900 meldete er sich wieder und entschuldigte sich für die lange Zeit mit der Begründung, er musste sich zuerst um ein Projekt in Lemgo kümmern: „Das Lemgoer Krieger Denkmal ist nun im Thonmodell vollendet und wird in der kommenden Woche in Gyps geformt.“<sup>14</sup> Er hatte bisher für Detmold nur eine „lebensgroße Naturstudie von dem Kopfe eines Rehes“ angefertigt“ und bat zugleich um ein Bildnis der Stifterin, das er - in Bronze ausgeführt - an geeigneter Stelle am Brunnen anbringen wolle. Im Juni schickte R. Hölbe den Kostenvoranschlag: 23500 Mark sollte alles zusammen kosten. Eingeplant waren dabei eine Architektur und ein Felsenaufbau aus „rothem Meißner Granit“. Offensichtlich wünschte der Magistrat in Detmold noch ein alternatives Material und so schickte R. Hölbe zwei Steinproben: eine vom Meißner und eine von grauem Lausitzer Granit. Der Bildhauer selbst sprach sich für einen Felsenaufbau aus rotem Granit, fein geflockt, aus. Für die beiden Postamente empfahl er dieselbe Steinvarietät in der Ausführung „polirt“ und für die untere Stufe grauen sächsischen Granit, ebenfalls fein geflockt.

Im Oktober 1900 kam es schließlich zum Vertragsabschluss zwischen dem Bildhauer und dem Detmolder Magistrat.<sup>15</sup> Demnach verpflichtete sich R. Hölbe, innerhalb von 20 Monaten den Brunnen zu liefern, und sollte dafür 24804 Mark erhalten. Im Vertrag enthalten war eine Auflistung der Teilzahlungen nach entsprechenden Fertigungsstufen: bei Abschluss des Vertrages 2500 Mark, nach Vollendung des Tonmodelles 3000 Mark, nach Ablieferung des Gipsmodelles an den Erzgießer 2000 Mark, nach Förderung des Granitmaterials 1000 Mark, nach Abnahme sämtlicher Architekturteile 4000 Mark, nach Fertigstellung der

---

<sup>11</sup> Beschluss der Stadtverordnetenversammlung vom 2. November 1898, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>12</sup> Beschluss des Magistrates vom 8. November 1898, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>13</sup> In einem späteren Schreiben beklagt sich Karl Meier beim Magistrat darüber, dass er nicht mit den Steinmetzarbeiten am Brunnen betraut worden sei und verlangt zumindestens die Kosten für das seinerzeit angefertigte Modell wieder zurück.

<sup>14</sup> Schreiben R. Hölbe vom 12. April 1900 an den Magistrat, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>15</sup> Vertrag vom 15. Oktober 1900, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

Bronzegüsse 3500 Mark und nach vollendeter Aufstellung des Brunnens und erfolgter Übernahme seitens des Magistrates 7804 Mark. R. Hölbe verpflichtete sich, dasselbe Werk, in derselben Größe nicht wiederholen zu wollen. Das Recht der Wiederholung in kleinerem Maßstabe blieb ihm jedoch vorbehalten. Wollte er allein die Figurengruppe in verkleinertem Maßstab erneut anfertigen, so bedurfte das einer Zustimmung des Magistrates. Im Falle einer Erkrankung oder des Todes R. Hölbes oder einer anderen höheren Gewalt durfte der Magistrat einen anderen Künstler mit der Fertigstellung des Werkes beauftragen.

Im April des Jahres 1901 berichtete R. Hölbe dem Magistrat, dass der große Granitblock für die Architektur bzw. Felsenaufbau im sächsischen Steinbruch gefördert wurde.<sup>16</sup>

Einen Monat später war in Dresden ein wesentlicher Schritt geschafft: Das Tonmodell des Brunnens war fertiggestellt. Traditionell war dies ein Moment für eine Begutachtung und Abnahme des Werkes vor Ort. Bildhauer R. Hölbe schlug als Gutachter seinen früheren Lehrer Prof. Johannes Schilling von der Dresdner Kunstakademie vor und lud zu der Veranstaltung den Detmolder Magistrat ein. J. Schillings Urteil über das Werk seines ehemaligen Meisterschülers lautete wohlwollend: „Ein poetischer Gedanke in hoher künstlerischer Vollendung ausgeführt“.<sup>17</sup> In der Folge entstand ein Gipsmodell, das die Gießerei Pirner & Franz in Dresden-Löbtau benötigte.

Im darauffolgenden Jahr begannen in Detmold die Fundamentierungsarbeiten durch Maurermeister F. Sielemann. Im Mai wurde die angelieferte Konstruktion aufgestellt (Abb. 8), so dass im Juni der Brunnen aufgestellt und eingeweiht werden konnte.

## **Die beteiligten Bildhauer und ihre Projekte**

### **Ludwig Reineking** (geboren 1862 in Detmold)<sup>18</sup>

Reineking war selbstständiger Tischlermeister. Nach der Tischlerlehre in Detmold hatte er seine zeichnerische Ausbildung an den Kunstgewerbeschulen von München und Stuttgart erhalten. Nach Detmold zurückgekehrt, gründete er alsbald, aus kleinen Verhältnissen beginnend, eine private Tagesschule für Tischler und vermittelte zeichnerische und theoretische Kenntnisse. 1909 verkaufte L. Reineking die gut etablierte Tischlerfachschole und zog aus Detmold, Lemgoer Straße 9 nach Blankenburg am Harz. Über das von L. Reineking eingereichte Projekt ist nichts bekannt.

### **Albert Laueremann (1866-1953)**

Um Modelleur und Bildhauer zu werden, studierte Albert Laueremann an der Akademie der bildenden Künste in München.<sup>19</sup> Fürst Woldemar sorgte nach Arbeiten im Detmolder Schloss und Neuen Palais dafür, dass er sich in Detmold bei dem Bildhauer Fritz Grote niederließ. 1890 entstand die Stuckfirma Grote & Laueremann. Einige Jahre später begründete A. Laueremann auf einem Grundstück, das später unter der Adresse Hornsche Str. 53 lief, seine Kunstwerkstätten. Das Unternehmen entwickelt sich rapide: Um 1900 arbeiteten insgesamt 1000 Mitarbeiter in Detmold und in allen europäischen Vertretungen. Bedeutende Aufträge kamen auch aus Übersee. 1902 bezeichnete sich die Firma als „Grösster Stuckversand auf dem Kontinent“. In Anerkennung seiner Verdienste ernannte Fürst Leopold IV. A. Laueremann zum Professor.

---

<sup>16</sup> Brief vom 17. April 1901, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>17</sup> Brief des Magistrates an die Fürstliche Regierung vom 21. August 1901, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>18</sup> StadtA DT D 106 Ältere Meldekartei Nr. 74.

<sup>19</sup> Zur Stuckfabrik Laueremann siehe: Andreas Fink: Zur Geschichte und Bedeutung der Stuckfabrik Laueremann in Detmold, in: Historismus in Lippe (Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland 9). Marburg 1994, S. 159-170.

Der Beitrag der Detmolder Stuckfabrik A. Laueremann zum Brunnenprojekt stammt aus dessen „Abtheilung für Monumental-Plastic“.<sup>20</sup> Auf einer hohen „Felsen-Composition“ sitzt die „Berlebecker Quellnymphe“, die nach links und rechts Wasser in je eine große Felsschale spendet. Aus den Schalen selbst speien „phantastische Gnomengestalten“ ihrerseits Wasser in die Luft. Im vorderen Bereich ist „eine wasserholende Darstellung der Stadt Detmold“ angebracht. An der Rückseite befindet sich eine Rehplastik, die auf den Wildreichtum der lippischen Wälder hinweisen soll. Aus den oberen Schalen fließt das Wasser in die viel tiefer gelegenen und aus diesen in das Hauptbecken. Das Brunnenmonument sollte aus Teutoburger Sandstein gefertigt werden. Allein die Figuren der Quellnymphe, der Allegorie der Stadt Detmold, der beiden Gnome, des Rehs und von zwei Masken waren als Bronzeguss gedacht. Die Gesamtkosten waren auf 25000 Mark veranschlagt. Das Fertigstellungsdatum war auf Mai des Jahres 1900 angesetzt worden.

### **Karl Junker (1850-1912)**

Nach einer Tischlerlehre in seinem Geburtsort Lemgo und Wanderjahren, die ihn nach Hamburg und Berlin führten, studierte Karl Junker wahrscheinlich einige Semester an der Münchner Kunstgewerbeschule. 1875 schrieb er sich vor Ort an der Akademie der bildenden Künste ein, um schließlich eine Studienreise nach Italien zu unternehmen. 1889 begann er mit dem Bau seines Hauses an der Hamelner Straße. 1891 war der Rohbau fertig, während sich der Innenausbau und die Gestaltung der Außenanlagen wohl noch über Jahre hinstreckten. Neben zahlreichen erhaltenen Gemälden ist es vor allem das Gesamtkunstwerk „Junkerhaus“, das Junkers Bedeutung ausmacht. Zu Karl Junkers Brunnenprojekt haben sich sowohl das Modell<sup>21</sup> als auch die dazu gehörige Beschreibung des Künstlers erhalten (Abb. 9).<sup>22</sup> Auf einer Grundfläche von 7 x 7 Metern sollte sich eine 10 Meter hohe, kegelförmige Architektur erheben. Als Bekrönung war die Figur des „Teut“ - eine Allegorie des Teutoburger Waldes - geplant, die sich jedoch am Modell nicht erhalten hat. Zu seinen Füßen waren Figuren geplant, Quellen darstellend, aus denen Wasser hervorsprudelte, welches kaskadenartig über zahlreiche Terrassen fließen sollte. Insgesamt vier architektonisch gerahmte Portale, jeweils zwei liegen einander direkt gegenüber, sollten den Zugang zu einem Raum in der Brunnenarchitektur vermitteln. „In die inneren Nischen zwischen den Eingängen würden im Sommer kühlende Bänke auszumauern sein“, führt K. Junker in seiner Beschreibung aus. Er plante, den Brunnen „aus Steinmaterial der näheren Umgebung“ zu bauen.

K. Junkers Brunnenprojekt lässt sich vor allem an Hand des knorpeligen Schmuckes an den verschiedenen Terrassen der zweiten Schaffensphase zuordnen. Umso erstaunlicher sind die mit Postamenten, Säulen, Diamantierungen und das Gebälk mit angedeutetem Dreiecksgiebel als traditionelle Würdeformen ausgestatteten Portale. Handelt es sich hierbei um Konzessionen des Künstlers an ein Projekt im öffentlichen, städtischen Umfeld, das durch klassizistische und historistische Architektur geprägt war?

Bedeutsam ist vom bautypologischen Standpunkt aus gesehen, dass K. Junker sehr wahrscheinlich bereits zu einem früheren Zeitpunkt ein annähernd kegelförmiges Gebäude als Miniaturarchitektur aus Holz gebaut hatte. Im Wohnzimmer seines Wohnhauses stehen zwei Kastenmöbel in einer Pendantsituation, auf denen sich je ein architektonisch angelegter Aufsatz befindet. Auf dem Schreibrand handelt es sich um eine kolonnadenartige Einfassung, die von vorne durch einen Triumphbogen geschlossen wird. Ein fassadenartig gegebenes Gebäude auf vieleckigem Grundriss mit vier jeweils stark zurückspringenden Geschossen erinnert in seiner Erscheinung ganz und gar an die vorgeschlagene Brunnenarchitektur. Ob die Architektur-

---

<sup>20</sup> „Erläuterungs-Bericht der Firma Alb. Laueremann – Detmolder Stuckfabrik“ vom 1. April 1899, in: StadtA D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>21</sup> Das Brunnenmodell befindet sich im Museum Junkerhaus der Stadt Lemgo.

<sup>22</sup> „Erläuterung zu dem Brunnenmodell von K. Junker in Lemgo“, in: StadtA Detmold D 106 Detmold Nr. 2461.

aufsätze zeitgleich mit den sie tragenden Möbeln entstanden, ist nicht sicher, aber wahrscheinlich. Somit dürften sie in den 1880er Jahren entstanden sein, also wesentlich früher als das Brunnenprojekt.

Der übereinstimmende Bautyp und das gleiche Material Holz lassen die Schrankaufsätze und das Brunnenmodell typologisch dicht zusammenrücken. Und es kommt unwillkürlich die Frage auf: Sind die Architekturaufsätze auch Modelle und wenn ja, für was? Jedoch kann die Antwort nur lauten: Für eine von Karl Junker herbeigewünschte und durch eine enge Verbindung von Kunst und Leben geprägte, bessere Welt!

### **Karl Meier (1856-1926)<sup>23</sup> und August Weskamp (\*1854)<sup>24</sup>**

Die beiden im Donopbrunnen-Projekt gemeinsam auftretenden Bildhauer K. Meier und A. Weskamp waren miteinander verschwägert. A. Weskamp hatte K. Meiers Schwester Pauline geheiratet. K. Meier war ebenso wie sein Schwager in Detmold geboren. In der Meiersfelder Straße 19 befanden sich die Werk- und Arbeitsräume im eigenen Haus. Zuvor wohnte er in der Lemgoer Straße 30. In späteren Jahren trug er den Titel eines „Hof-Bildhauers“.<sup>25</sup> Über sein Werk ist wenig bekannt. Ein Kriegerdenkmal in Colombey/ Frankreich, das an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 erinnern soll, aber wohl erst in den 1880er Jahren entstanden ist, lässt sich nachweisen.<sup>26</sup> Um 1897 lieferte Karl Meier den neugotischen Hochaltar in den Neubau der Detmolder Martin-Luther-Kirche.<sup>27</sup> Einige Jahre später, um 1907, fertigte er Bildhauerarbeiten für die neu erbaute Christuskirche.<sup>28</sup>

August Weskamp wurde in Ahlhausen bei Driburg geboren.<sup>29</sup> Ab 1884 ließ er sich als Bildhauer und „Modelleur“ in der Grabbestraße 7 in Detmold nachweisen. Einer Anzeige im Detmolder Adressbuch von 1884 nach fertigte er Statuen, Portraits und Ornamente in Marmor, Stein, Gips und Holz an. Hinzu kamen Grabdenkmäler.<sup>30</sup> Als einzige nachweisbare Arbeit lässt sich für A. Weskamp eine Marmorbüste von Prof. Dr. Carl Weerth anführen, die 1885 entstand und sich heute im Lippischen Landesmuseum befindet.<sup>31</sup> Nach 1892 verzog er nach Herford.

K. Meier und A. Weskamp beschrieben ihren Entwurf wie folgt: „Der Gedanke, welcher diesem Entwurf zu Grunde liegt ist der folgende: der Stadt Detmold in Gestalt einer allegorischen weiblichen Figur, thronend auf einem Felsen und geschmückt mit einer Stadtkrone, in der Hand das Wappen der Stadt Detmold tragend, wird von einem Genius das Wasser aus den Berlebecker Quellen gereicht welches aus den Felsen empor quillt. Unterhalb dieser Gruppe sind Reliefs in Bronzeuß ausgeführt, welche die vier Jahreszeiten darstellen und 8 Wasserspeier angebracht.“<sup>32</sup>

K. Meier und A. Weskamp empfahlen Sandstein als das geeignetste Material und zwar für den Unterbau und die Szenerie. Während die Reliefs aus Bronzeuß bestehen sollten, war für das Becken – verziert mit dem Donopschen Wappen - Dolomit vorgesehen. Die Gesamthöhe des Brunnens war auf sieben Meter berechnet.

---

<sup>23</sup> StadtA DT D106 Ältere Meldekartei Nr. 61

<sup>24</sup> StadtA DT D106 Ältere Meldekartei Nr. 100.

<sup>25</sup> Vgl. StadtA DT D 106 Nr. 1945: Verpachtung der Parzellen 109 und 106 an der Meiersfeldstr. an den Hofbildhauer Meier.

<sup>26</sup> Für den Hinweis auf das Denkmal und das Foto dazu danke ich Herrn Stadtarchivar Dr. Andreas Ruppert.

<sup>27</sup> Alexander Uhlig: Zwei neugotische Kirchen für Detmold, in: Stadt Detmold (Hg.), Detmold um 1900 – Dokumentation eines stadtgeschichtlichen Projektes. Bielefeld 2004, S. 89-133, hier: Anm. 5.

<sup>28</sup> Uhlig 2004, Anm. 18.

<sup>29</sup> StadtA DT D106 Ältere Meldekartei Nr. 100.

<sup>30</sup> Adressbuch der Residenzstadt Detmold 1884.

<sup>31</sup> Für den Hinweis auf die Büste danke ich Robert Gahde.

<sup>32</sup> Beschreibung des Brunnenprojekt von Meier und Weskamp, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

## Karl Retzlaff (1863-1929)<sup>33</sup>

In Berlin geboren, studierte K. Retzlaff an der Preußischen Akademie der Künste und war Schüler von Ludwig Manzel und Heinrich Wefing.<sup>34</sup> An anderer Stelle wird angenommen, er hätte seine Ausbildung an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg und an der Akademie in Dresden erhalten.<sup>35</sup> In Detmold war er zuerst „Bildhauergehülfe“, um schließlich eine eigene Werkstatt zu eröffnen. Zuerst wohnte er in der Paulinenstraße zur Miete. Später zog er in ein eigenes Haus in der Woldemarstraße um. In den Jahren zwischen 1896 und 1923 unterrichtete er an der Städtischen Gewerbeschule in Detmold. Als freischaffender Künstler arbeitete K. Retzlaff mit der Stuckfirma A. Lauermann zusammen und lieferte zahlreiche Entwürfe für die Gestaltung von Wänden und Decken. Außerdem ließ er auf eigene Rechnung zahlreiche Portraitbüsten von der Firma in Serie herstellen.<sup>36</sup> So z.B. Darstellungen aus der klassischen Antike wie Homer, Vergil und Caesar, aber auch Büsten von Staatsmännern wie Freiherr vom Stein, Bismarck und Hindenburg und von Gelehrten wie Nansen und Edison. Es entstanden aber auch Einzelbüsten, so von Grafregent Ernst und den Grafen Julius und Bernhard zur Lippe. Aus Anlass von patriotischen Gedenktagen und anderen Feiertagen gab er Plaketten heraus.

Des Weiteren lieferten er den Detmolder Architekten (Berger, Liebler, Heitefuß) und Maurermeistern (Danjes, Sielemann) Entwürfe für den ornamentalen und plastischen Bauschmuck. Im Zusammenhang mit dem Detmolder Brunnenprojekt wies K. Retzlaff den Magistrat der Stadt Detmold auf ein seinen Entwurfsunterlagen beigelegtes Foto hin, welches das Modell zu seinem Entwurf für das „Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich Denkmal“ in Halle an der Saale zeigte.<sup>37</sup>

K. Retzlaff war ein Vertreter des Jugendstiles. „Die dekorativen Ornamente und Plastiken des Jugendstils, wie sie sich noch heute an vielen um die Jahrhundertwende in Detmold entstandenen Gebäuden befinden, stammen durchweg von Retzlaff.“<sup>38</sup> Insgesamt drei verschiedene Projekte legte K. Retzlaff vor.<sup>39</sup> Beim Projekt 1 bestand der Hauptkörper aus Teutoburger Sandstein. Dazu gehörten ein ca. zwei Meter großer Gnom und eine knapp zweieinhalb Meter große Figur der Teutonia, die beide aus Bronzeguss waren. Auf der Rückseite stand ein überlebensgroßes Reh. (Preis 20000 M). Beim zweiten Projekt war ein stufenartiger Sockelaufbau aus Sandstein vorgesehen, „damit alles, auch das Material, der Natur entspricht, was es darstellen soll“.<sup>40</sup> Darauf standen die Figuren von Hermann und Thusnelda in Bronzeguss und daneben ein Fuchs und ein Rabe, auch in Bronze oder alternativ in Sandstein (Preis 19000-20000 M.).

---

<sup>33</sup> StadtA DT D106 Ältere Meldekartei Nr. 75.

<sup>34</sup> Ulrich Thieme/ Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 28, Leipzig 1934. Interessanterweise hatte sich auch H. Wefing am 17. Dezember 1898 beim Magistrat der Stadt Detmold nach den Bedingungen der Brunnenausschreibung erkundigt und bot zugleich sein „künstlerisches Können“ an. Da jedoch nur Detmolder oder zumindestens aus Detmold stammende Bildhauer zugelassen wurden, hatte er keine weiteren Ambitionen mehr.

<sup>35</sup> Hermann Ludwig Schäfer: Carl Retzlaff (Lippische Maler und bildende Künstler), in: Lippische Landeszeitung vom 2. März 1957.

<sup>36</sup> Schäfer 1957.

<sup>37</sup> Im Jahre 1900 gab die eingemeindete Vorortgemeinde Giebichenstein an den südlichen Felswänden der Klausberge am Saaleufer ein Denkmalfür Wilhelm I. und Friedrich III. in Auftrag. Es handelte sich um eine geflügelte Walküre mit Schwert und den Reliefporträts der beiden Herrscher in einem Ehrenkranz. Der Schöpfer des Werkes war der Bildhauer Joseph Kaffsack aus Regensburg, der noch während der Arbeiten am 7. September 1890 in Wannsee (Berlin) starb. Am 18. Oktober 1890 (Geburtstag Friedrichs III.) wurde das Denkmal eingeweiht. Carl Retzlaff hatte demnach nur einen Entwurf geliefert, der nicht realisiert wurde. Für die freundliche Auskunft danke ich Herrn Stadtarchivar Roland Kuhne, Halle an der Saale.

<sup>38</sup> Schäfer 1957.

<sup>39</sup> Erläuterungs-Bericht des Bildhauers Karl Retzlaff, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>40</sup> Ebd.



Beim dritten Projekt ist nur die beabsichtigte Figurengruppe bekannt: „Diana nebst Wildschwein und Amor in echter Bronze“<sup>41</sup> (Preis 17000 M.). Die Beckenumfassung bei allen drei Entwürfen hatte C. Retzlaff in „Grottensteinartiger Ausführung gedacht, dadurch würde der Brunnen mehr den natürlichen Eindruck der Quelle erhalten“.<sup>42</sup>

### **Rudolph Hölbe (1848-1926)**

1848 in Lemgo geboren, besuchte R. Hölbe die Baugewerkschule in Holzminden, um schließlich die Bildhauerklasse der Akademie der bildenden Künste in Leipzig unter Prof. Hermann Knauer zu besuchen.<sup>43</sup> Bald wechselte er an die Königliche Kunstakademie in Dresden und arbeitete bereits ein halbes Jahr später im Atelier des seinerzeit bedeutenden Bildhauers Prof. Johannes Schilling (1828-1910), zu dem er zeitlebens einen freundschaftlichen Kontakt pflegte. Nach 12 Jahren verließ R. Hölbe Schillings Atelier, um als freischaffender Bildhauer in Dresden ein eigenes Atelier zu führen. Zahlreiche staatliche und private Aufträge brachten ihm im Deutschen Reich ein hohes künstlerisches Ansehen ein. R. Hölbes Entwurf für den Detmolder Marktbrunnen wurde schließlich zur Ausführung bestimmt.

### **Vorgabe oder freier Entwurf: das Thema des Brunnens**

Aus den sich bis heute erhaltenen Quellen lässt sich nicht erkennen, ob im Rahmen der Ausschreibung zur Gestaltung des Brunnens ein Thema vorgegeben wurde. Auch Auguste von Donop hatte sich in ihrem Testament diesbezüglich nicht festgelegt. Die Vielfalt der eingereichten Entwürfe, die Bezug auf die Berlebecke, aber auch auf die Landschaft und deren Historie nehmen, sprechen gegen ein verbindliches Thema. Auf der anderen Seite berichtet die Lippische Landeszeitung anlässlich der Brunneneinweihung davon, dass R. Hölbe „eine Idee des Herrn Bürgermeisters Petri in künstlerisch vollendeter Form zur Ausführung gebracht (hat)“. Gab es hier doch eine gewisse thematische Absprache zwischen dem Bürgermeister und dem Bildhauer? Zumindestens war der Bürgermeister bereits frühzeitig von R. Hölbes „Waldnymphe“ in Schandau begeistert, und die Detmolder Brunnenlösung weist durchaus Ähnlichkeiten auf.

### **Typologie und Architektur**

Auffallend ist im Hinblick auf den Brunnenbau im Kaiserreich die Vielzahl gleichzeitig nebeneinander bestehender Stilformen. Weit verbreitet sind Renaissanceformen, die in der dem Klassizismus verpflichteten Frühzeit noch statuenhaft wirken. Barocke Elemente finden sich verstärkt gegen Ende des 19. Jahrhunderts an Brunnen. In ihrer Weiterentwicklung führen sie zum Auftreten rein plastischer Brunnen. Der architektonische Aufbau löst sich nach und nach auf und hat einen Verlust der formalen Klarheit zur Folge.

In der Zeit, in der die meisten Brunnenprojekte entstanden, gemeint sind die achtziger und neunziger Jahre, wurde entsprechend der damaligen Beliebtheit von Denkmälern auch der Denkmalcharakter bei Brunnenbauten herausgestellt.

Der Aufbau des Brunnens leitet sich formal von den ursprünglich praktischen Notwendigkeiten her ab. Das Brunnenbecken entwickelte sich aus dem Brunnenkasten, in dem das Wasser der ursprünglichen Nutz-

---

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> Zum Leben und Werk R. Hölbes siehe: Annekathrin Hänig: Der Bildhauer Rudolph Hölbe (1848-1926) – sein bauplastisches Werk. Magisterarbeit TU Dresden, 2001. Frau Annekathrin Schmidt, geb. Hänig, danke ich für die Überlassung ihrer Magisterarbeit.

brunnen aufgefangen wurde und der als Viehtränke dienen konnte. Der ursprünglich als Wasserleitung konzipierte Brunnenstock wurde mit der Zeit stärker künstlerisch gestaltet. Der Aufbau von Monumentalbrunnen war lange Zeit von den aus praktischen Erwägungen gewonnenen formalen Kriterien abhängig. Mit dem Denkmalbrunnen des 19. Jahrhunderts wird die Nutzfunktion weitgehend überflüssig.

Typologisch wird vor allem bei den Brunnen des 19. Jahrhunderts zwischen dem Schalen- und dem Stockbrunnen unterschieden. Der Detmolder Donopbrunnen leitet sich vom letzteren Typus ab, so dass auf ihn hier näher eingegangen werden soll. Im Stockbrunnen zeigt sich die einfachste Form des Nutzbrunnens. In dem Brunnenkasten, der das Wasser auffangen sollte, befand sich ein aufrecht stehender, ausgehöhlter Baumstamm, um die Wasserleitung aufzunehmen. Im Mittelalter entwickelte der Stockbrunnen seine charakteristische Form bestehend aus aufstrebendem Brunnenstock und vieleckigem Becken. In der Renaissance wird der Stockbrunnen dergestalt weiterentwickelt, dass das Element der Bekrönungsfigur hinzukommt. Beim Donopbrunnen trägt der aus Natursteinen gebildete Pfeiler eine Art Plattform, den Terrainsockel, auf dem sich in der Tradition der Bekrönungsfiguren eine sitzende Nymphen befindet. Die klassische Architektur des Brunnens ist aufgelöst und wird durch eine Steinansammlung mit aufgesetztem plastischem Schmuck ersetzt. Während der plastische Schmuck zu Beginn der Brunnenentwicklung noch einfach gehalten ist, entwickelt sich seit dem 16. Jahrhundert die Plastik neben der Architektur zum eigenständigen Element.

Von großer Bedeutung für die künstlerische Erscheinung eines Brunnens ist die Wirkung des Wassers. Allein das Wasser ist das Element, das den Brunnen vom Denkmal unterscheidet. Der Einsatz des Wassers erfolgte in erster Linie nach ästhetischen Gesichtspunkten. Beim optimalen Wasserspiel entspringt das Nass an einem hochgelegenen Punkt des Brunnens, von wo es kaskadenförmig in das Umfassungsbecken fällt. Beim Donopbrunnen strömt das Wasser aus unscheinbaren Öffnungen des naturalistisch gestalteten Erdsockels, auf dem die Nymphe ruht, fließt über die Plattform und rieselt in schmalen Bahnen in das bodennahe Becken.

## **Allgemeine Ikonografie**

Die Darstellung von Skulpturenschmuck, der direkt auf das Wasser Bezug nimmt, findet sich besonders in der Renaissance und im Barock. Scharen von mythologischen Wesen, die mit dem Wasser verbunden sind, bevölkern einzelne Brunnenanlagen. Der Gartentheoretiker C. C. L. Hirschfeld kritisiert in seiner „Theorie der Gartenkunst“, die in mehreren Bänden zwischen 1779 und 1785 herauskam, die gleichzeitige Darstellung von Süßwasser- und Meerestieren, die Darstellung mythologischer Gestalten und wasserspeiender Menschen und Tiere.<sup>44</sup> Während der Klassizismus das Wasser im Zusammenhang mit Brunnen nicht thematisierte, griff man im Laufe des 19. Jahrhunderts verstärkt auf mythologische und allegorische Darstellungen zurück. Häufig finden sich Flussgötter, gelegentlich Nymphen und Tritonen, aber auch genrehafte Darstellungen, bei denen Menschen mit Wasser spielen.

Nymphen und Tritonen, jene im Barock häufig anzutreffenden Wasserwesen, finden sich bis zur Reichsgründung nur gelegentlich an deutschen Monumentalbrunnen. Mit dem Aufkommen der neubarocken Schule erfreuten sich diese traditionellen Motive größerer Beliebtheit. Neben dem Karlsruher

---

<sup>44</sup> C.(hristian) C.(ay) L.(aurenz) Hirschfeld: Theorie der Gartenkunst. 5 Bde., Leipzig 1779-1785, Faksimile-Nachdruck Hildesheim/New York 1973.

Nymphenbrunnen (1813-17),<sup>45</sup> dessen Statuen noch von klassizistischer Strenge geprägt sind, muss der Dresdner Nymphenbrunnen (1867 geweiht) erwähnt werden,<sup>46</sup> bei dem in Abwandlung des Mutter-und-Kind-Themas eine sitzende Nymphe und ein kleiner wasserspeiender Triton dargestellt sind. Die raumgreifende und lebendige Darstellungsweise lassen sich als Vorläufer einer neubarocken und zugleich dekorativen Ikonografie verstehen.

Die Anlage des Donop-Brunnens aus Anlass der Vollendung der städtischen Wasserleitung findet im Deutschen Reich Parallelen. Ein 1890 auf dem Erfurter Anger eingeweihter Monumentalbrunnen wurde ebenfalls als Denkmal für die Vollendung der städtischen Wasserversorgung geplant.<sup>47</sup> Die gestalterischen Hauptelemente sind ein Obelisk und zwei seitlich lagernde, überlebensgroße Figuren, die Industrie und Gartenbau allegorisieren. Auch beim Münchner Wittelsbacherbrunnen spielt die Fertigstellung der städtischen Wasserleitung als Anlass für die Errichtung eines Brunnens eine gewisse Rolle.<sup>48</sup>

Ein Geschenk oder eine Stiftung waren wiederholt Anlässe im Deutschen Kaiserreich für den Brunnenbau. Zu nennen sind hier der Erlanger Paulibrunnen,<sup>49</sup> der Leipziger Mendebrunnen<sup>50</sup> und der Mannheimer Schlossbrunnen.<sup>51</sup> Die Errichtung des Erlanger Paulibrunnen war durch ein Geldgeschenk des Ehepaars Pauli an die Stadt ermöglicht worden.<sup>52</sup> So wurden die Eheleute zu den eigentlichen Initiatoren des Werkes, während die Ausführung der Stiftung in den Händen des Bürgermeisters lag.

## **Die Ikonografie der einzelnen Entwürfe**

Grundsätzlich lässt sich zwischen Entwürfen unterscheiden, die allegorischen Bezug zu Wasser haben und jenen, die eher die historische Landschaft mit dem Teutoburger Wald und dessen Geschichte thematisieren. In die erste Gruppe gehören neben dem Ausführungsprojekt von R. Hölbe die Entwürfe der Firma A. Laueremann, von K. Meier und A. Weskamp und von K. Junker. K. Wetzlaff lieferte Entwürfe für die zweite Gruppe.

Sowohl R. Hölbe als auch die Firma A. Laueremann greifen das Motiv einer Allegorie der Berlebecke in Form einer Quellnymphe auf. Während Hölbes Nymphe eher verträumt und passiv auf dem Waldboden ruht, speit Laueremann Nymphe aktiv Wasser aus und übernimmt damit einen dynamischen Part und betont zugleich das Element Wasser. Hinzu kommen die Gnomen, die ihrerseits das kühlende Nass emporschleudern. Bereichert wird die Komposition durch den Bezug zur Stadt Detmold in Form einer Allegorie. Allegorische Stadtdarstellungen haben eine lange Tradition in Malerei und Bildhauerei. Mauerkrone, Stadtkette und Zepter symbolisieren Macht und Stärke.

Bezug zum Wasser nimmt auch der Entwurf von K. Meier und A. Weskamp in Form des Genius, der der Stadtallegorie (mit Krone und Stadtwappen) das Wasser der Berlebecke reicht. Die Jahreszeitenreliefs haben

---

<sup>45</sup> Martin von Ostrowski: Deutsche Monumentalbrunnen von den Freiheitskriegen bis zur Reichsgründung. Diss. Freie Uni Berlin, Katalog-Nr. 9.1.

<sup>46</sup> Von Ostrowski, Katalog-Nr. 7.

<sup>47</sup> Angelika Dombrowski: Deutsche Monumentalbrunnen im Kaiserreich (Studien zur Kunstgeschichte). Bd. 18, Hildesheim 1983, Katalog-Nr. 3.6.

<sup>48</sup> Dombrowski 1983, Katalog-Nr. 3.14.

<sup>49</sup> Dombrowski 1983, Katalog-Nr. 3.7.

<sup>50</sup> Dombrowski 1983, Katalog-Nr. 3.11.

<sup>51</sup> Dombrowski 1983, Katalog-Nr. 3.13.

<sup>52</sup> Dombrowski 1983, Katalog-Nr. 7.

einen unspezifischen Charakter, während die acht Wasserspeier wiederum Dynamik in die Komposition bringen.

K. Junkers Entwurf – visualisiert durch das erhaltene Modell – ist in erster Linie architektonisch bestimmt, nimmt jedoch Bezug auf das Wasser der Berlebecke. Die unterhalb der bekrönenden „Teut“-Figur angebrachten Quellenfiguren lassen Wasser aus Öffnungen herausströmen. Durch das passive Ausströmenlassen des Wassers wird die statische Wirkung der Brunnenarchitektur noch unterstrichen. Zugleich nimmt der „Teut“ ebenso wie die Teutonia in K. Retzlaffs Entwurf Bezug auf die Landschaft. Der Ausdruck Teutonia (*Gebiet der Teutonen*; abgeleitet von germanisch *theoda*, Volk) war seit dem Frühmittelalter die lateinische Bezeichnung für das aus dem ostfränkischen Reich hervorgegangene „teutsche Reich“ („Land der Teutschen = Teutschland“). K. Retzlaffs Komposition aus Teutonia, Gnom und Reh hat einen landschaftlichen und zugleich einen historischen Bezug. Einen anders gelagerten landschaftlichen und historischen Bezug besitzt die Alternativkomposition von ihm mit Hermann und Thusnelda. Hermann (Arminius) markierte als Sieger der Schlacht im Teutoburger Wald (9 n. Chr.) einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Auseinandersetzungen zwischen den Germanen und dem römischen Reich. Von ihrem Vater bereits einem anderen Mann versprochen, aber von Arminius entführt, wurde Thusnelda seine Frau. Schließlich weist K. Retzlaffs dritter Alternativvorschlag den schwächsten regionalen Bezug auf: Diana, die antike Göttin der Jagd und ein Wildschwein verweisen auf den Wildreichtum des Teutoburger Waldes. Amor, der römische Gott der Liebe, ebenfalls der antiken Mythologie entstammend, wirkt da ein wenig verloren.

## **Städtebauliche Beziehungen**

Durch den Bau von Wasserleitungen entfällt im 19. Jahrhundert mehr und mehr die Notwendigkeit, Nutzbrunnen anzulegen. Waren früher zumeist die kleineren Plätze, die durch den Straßenverlauf an Kreuzungen und Gabelungen entstanden, mit Nutzbrunnen besetzt, besitzt die Ausstattung von großen, auf repräsentative Wirkung angelegte Platzanlagen mit monumentalen Denkmalbrunnen Tradition.

Bevorzugte Standorte sind im städtebaulichen Kontext der Platz vor dem Schloss bzw. vor der Residenz, vor dem Rathaus, vor dem Museum und vor dem Bahnhof. Der Brunnen kann in der Mitte oder an den Ecken des Platzes aufgestellt sein. Der Detmolder Donopbrunnen steht in der Achse des Rathauses, jedoch nicht auf der Platzmitte, sondern ein wenig zur Seite hin. Wahrscheinlich sollte dem Marktgeschehen möglichst viel Platz eingeräumt werden.

## **Die Einweihung**

Am Sonnabend, den 28. Juni 1902, um 12 Uhr mittags, fand die Einweihung des Brunnens bei bestem „Kaiserwetter“ statt.<sup>53</sup> Für die Veranstaltung wurden zuvor die Figur und schließlich der ganze Brunnen mit insgesamt 150 qm Leinen eingepackt und mit einer Zugvorrichtung versehen. Für den Grafregenten Ernst entstand ein hölzerner Empfangspavillon und die Sängerinnen erhielten als Schutz ein Sonnendach. Der gesamte Marktplatz war festlich geschmückt.

Anwesend waren Vertreter der Behörden, geladene Gäste, zahlreiche Bürger und Mitglieder der Fürstlichen Familie. Der Seminarchor sang zu Beginn von Carl Maria von Weber „Schöne Ahnung ist erglommen“.

---

<sup>53</sup> Bericht zur Einweihung in: Lippische Landeszeitung vom 30. Juni 1902.

Danach übergab Bildhauer R. Hölbe feierlich den Brunnen an die Stadt und bedankte sich für den Auftrag. Bürgermeister Petri versprach in seiner Rede – auch im Namen seiner Nachfolger – schützend die Hand über den Brunnen zu halten. Hingewiesen wurde auch auf die Unterstützung durch das Fürstenhaus, das „es uns ermöglichte, dieses schöne Waldkind in unsre Mauern zu führen“. Als die Hülle des Denkmals fiel, sang der Chor der städtischen höheren Mädchenschule „Es murmeln die Quellen, es leuchtet der Stern der Liebe in strahlendem Feuer, wo weilet mein Liebchen, ach, sie ist fern, die über alles mir teuer. Der Zauber dieser stillen Nacht, die Geister wehn, der Sterne Pracht erfreuen mich nicht, sie zeige sich und aller Kummer schwindet.“ Mit dem Chor aus „Preciosa“, ebenfalls von C. M. von Weber, endete die Veranstaltung.

## Nachsorge

Für den Brunnen gab es einen eigenen „Kalender über die Springzeiten“. An den Markttagen, also Dienstag, Donnerstag und Samstag war er von 8-12 Uhr und von 16-20 Uhr angeschaltet, an den Nichtmarkttagen vormittags zwei und nachmittags eine Stunde kürzer. Ende des Jahres 1902 schlug R. Hölbe für die Wintermonate eine Überdachung der Figurengruppe vor.<sup>54</sup> Er dachte dabei an einen gut passenden, schräg abfallenden Zinkblechdeckel. Ob der Magistrat der Empfehlung nachkam, ist nicht belegt. Im selben Monat zeichnete Stadtbaumeister Nülle Pläne für ein die Brunnenanlage einfassendes Geländer.<sup>55</sup> Drei Varianten schlug er vor: von schlichten vertikalen Stäbe über neugotisch anmutende Zierden bis hin zu an Jugendstil erinnernden Nierenformdekor. Die zeitgenössischen Fotografien belegen nicht die Ausführung dieses Gitterprojektes. Vielmehr zeigt eine Aufnahme einen schlichten Maschendrahtzaun – wohl eher eine Interimslösung. Ausgeführt wurde jedoch die leider im Jahre 2008 im Rahmen der Marktplatzneugestaltung entfernte Schmuckpflasterung von Wilhelm Zinggrebe.

## Schluss

Der Donop-Brunnen ist zweifellos eines der bedeutendsten Kunstobjekte im öffentlichen Raum der Stadt Detmold. Dennoch war die ihm entgegen gebrachte Wertschätzung über die Jahrzehnte nach seiner Erbauung bis heute geteilt. Nicht jeder konnte sich für die neuromantische Figurenkomposition erwärmen und so stand phasenweise auch der Abriss bzw. eine Umsetzung zur Diskussion. Selbst im Zuge der Planungen zu der 2009 fertiggestellten Marktplatzneugestaltung flammten die alten Diskussionen wieder auf.

Detmold kann stolz sein auf sein einzigartiges Brunnenmonument, um das es manche Stadt beneidet. Gerade die Touristen begeistern sich für das Kunstwerk, obwohl sich seine Bedeutung dem Fremden nicht auf Anhieb erschließt.

„Möge sie (die Schöpfung des Brunnens, T. D.) Jahrhunderte eine schöne Zierde unserer Residenz bleiben, den Bewohnern zur Freude, und für die zahlreichen Besucher, die von nah und fern herkommen, um unsere Stadt und den schönen Teutoburger Wald kennen zu lernen, eine neue Anziehungskraft“, schrieb die Tagespresse nach der Brunneneinweihung<sup>56</sup>. Hier wurde dem Donopbrunnen bereits frühzeitig die touristische Dimension zugesprochen, die er bis heute hat.

---

<sup>54</sup> Brief Hölbes an den Magistrat vom 19. November 1902, in: StadtA DT D 106 Detmold Nr. 2461.

<sup>55</sup> LAV NRW OWL D 73 Detmold 164, 165.

<sup>56</sup> Bericht zur Einweihung, in: Lippische Landeszeitung vom 30. Juni 1902.



Abb. 1: Quelle der Berlebecke.  
Foto: Thomas Dann.



Abb. 2: Ansichtskarte mit dem Donopbrunnen, um 1915.



Abb. 3: Donopbrunnen, heutiger Zustand. Foto: Thomas Dann.



*Abb. 4: Bronzeplatte mit Portrait der Stifterin A. von Donop.  
Foto: Thomas Dann.*



*Abb. 5: Bronzeplatte mit dem Wappen der Stadt Detmold.  
Foto: Thomas Dann.*



*Abb. 6: Figurengruppe von Süden gesehen. Foto: Thomas Dann*



*Abb. 7: Figurengruppe von Norden gesehen. Foto: Thomas Dann.*



*Errichtung des Donopbrunnens, 1902.  
Stadt A Detmold, BA 76.*





*Abb. 9: Brunnenmodell, Karl Junker, vor 1898, Junkerhaus.  
Museum Stadt Lemgo, Foto: Museum*

## Rezensionen

*Roland Linde: Wöbbel – Geschichte eines Dorfes in Lippe. Mit einem Beitrag von Heinrich Stiewe. Hg. vom Heimatverein Wöbbel e. V. Lage 2009 – 304 S., zahlr. Abb.*

In seiner Einleitung schreibt Roland Linde, es sei seine Aufgabe gewesen, im Landesarchiv zu recherchieren „und die Informationen, die ich dort ermittelte und die mir aus dem Ort zugetragen wurden, zu einer lesbaren und lesenswerten Darstellung zu vereinen.“ Damit hat er eine tragfähige Methodik benannt: Die Verbindung von schriftlichem Quellenmaterial, das zu entschlüsseln Spezialistentum erfordert, mit den anekdotenhaften mündlichen Berichten zu einer Erzählung, die mehr ist als Dorfgeschichte und doch das Dorf in seinem Kern immer gegenwärtig sein lässt. Dadurch entsteht ein Spannungsverhältnis zwischen lokaler und regionaler Geschichte, das Erkenntnisse für beide Seiten bereit hält.

Immer steht jedoch Wöbbel im Zentrum: die Bevölkerungsentwicklung, das Anwachsen über die Jahrhunderte, die Siedlungsbewegungen, die Emigration nach Übersee, die Arbeitsemigration – die, anders als sonst in Lippe, nicht von Ziegeln, sondern von Mauern geprägt war -, die Agrarstruktur mit ihrem sozialen Gefälle (der Gutshof, die Großbauern, die Stättenbesitzer und die landlosen Heuerlinge), Krüge, Handwerke, Betriebe, und nicht zuletzt die politischen Machtverhältnisse – vom Landesherrn über den Grundherrn bis zur sozialdemokratischen Dominanz im Gemeinderat des 20. Jahrhundert. Nichts ist dem Fokus des Autors entgangen.

Im Mittelpunkt des Dorfes stand von Beginn an das Gut, und so ist es angemessen, der seit dem 16. Jahrhundert in Wöbbel ansässigen Familie von Donop ein eigenes Kapitel zu widmen. Eigene Schwerpunkte bilden auch die Kirche und die Schule, zuletzt die einzelnen Höfe und Stätten. Historisch wird dann der Bogen von der Kaiserzeit bis zur Eingemeindung des Dorfes in die Stadt Schieder-Schwalenberg zum 1. Januar 1970 geschlagen. Der Beitrag von Heinrich Stiewe, dem sicher besten Kenner des ländlichen Bauens in Lippe, analysiert die Kirche, die Schloss- und Gutsgebäude, die Bauernhöfe und Kötterhäuser.

Natürlich fehlt die ausführliche Illustration nicht, in den Texten und in zwei eigenständigen Bildteilen. Die Fotografien sind sorgfältig ausgewählt und präsentieren jeweils die Lebensverhältnisse und die Menschen des Dorfes – jede Familie wird sich in ihnen wieder erkennen. Sie illustrieren und behalten gleichzeitig ihren eigenständigen Wert als historische Quellen. Sie verweisen auf Typisches und bringen manchmal auch Vergessenes wieder ans Licht, Überholtes, das doch einst wichtig war – etwa, dass nach dem Zweiten Weltkrieg hier einmal die großen Dampfloks anhielten, während die Züge heute an Wöbbel vorbeibrausen.

Fast wäre das ein Leitmotiv für die Nachkriegszeit. Zuerst überrascht die Vielfalt der Läden, Handwerker und kleinen Betriebe – selbst große Schiffsanker wurden in Wöbbel geschmiedet! -, doch immer wieder findet sich bei Linde auch der Hinweis, dass kein Nachfolger gefunden wurde und der Laden oder Betrieb schließen musste. Selbst die Landwirtschaft, die jahrhundertlang das Leben dominiert hatte, weist nur noch zwei Höfe auf, und der Ausbau der Durchgangsstraße hat wie überall nicht zur Verschönerung des Ortsbildes beigetragen. Es ist heute ein anderes Wöbbel als je zuvor, aber immer noch ein interessantes und offensichtlich lebenswertes und lebendiges Gemeinwesen, das sich in einer solchen Darstellung seiner eigenen Geschichte vergewissern will.

Um auf das Eingangszitat zurückzukommen: Lesbar und lesenswert ist diese Dorfgeschichte unbedingt. Es hat sich als sinnvoll herausgestellt, für eine solche Arbeit professionelle Historiker zu gewinnen, die auf der Basis ihres Erfahrungsschatzes die Quellen lesen, Abläufe analysieren und bei Wahrung der Wissenschaftlichkeit auch noch gut schreiben können. Dazu kommt ein Moment, das man nicht vertraglich aushandeln

kann: die auf jeder Seite spürbare tiefe Verbundenheit, ja Liebe der Autoren Linde und Stiewe zum Lipperland und seinen Menschen. Ortsgeschichten müssen nicht durch Größe und Gewicht auffallen, sie müssen gut recherchiert und gut geschrieben sein. Die Bevölkerung muss sich darin wiedererkennen, und dem Historiker muss sie Gewinn und Genuss bieten. Dann ist alles gelungen.

*Andreas Ruppert*

*Dirk Strohmann: Das Empfangsgebäude des Detmolder Bahnhofs und sein Fürstenzimmer. Münster 2009 (7. Arbeitsheft des LWL-Amtes für Denkmalpflege) – 103 S., 83 Abb.*

Wer mit dem Zug nach Detmold kam, konnte jahrelang beobachten, wie die Deutsche Bahn einen schönen Bahnhof Schritt für Schritt verkommen ließ. Selbst das herabbrechende Dach des 1895 angelegten Bahnsteigs wurde nicht etwa repariert, sondern der Bahnsteig in weiten Teilen gesperrt. Das Blatt wendete sich erst, als die Stadt Detmold nach zähen Verhandlungen das Gebäude im Jahre 2004 übernahm und sanieren ließ. Man muss nicht mit allem dabei Erreichten zufrieden sein, aber seither bietet Detmold seinen Besuchern wieder eine lebendige Visitenkarte und kein Horrorszenario mehr.

Bei der Restaurierung wurde auch das alte Fürstenwartezimmer von 1880 wiederentdeckt – ein Relikt der auch in Lippe bis zum November 1918 dauernden Feudalzeit und damit ein Spiegel lippischer Geschichte. Natürlich war es durch die beiden steinernen fürstlichen Wappen an der Gleis- und der Stadtseite immer zu erkennen, aber in seinem Innern schien alle Pracht verloren, der Raum war vergessen. Der Denkmalpflege ist es gelungen, die Reste der Pracht: das nach einem Merianstich gemalte Panorama der Stadt, die Wappen der lippischen Städte mit der Rose sowie Reste der Wandbemalung, zu erhalten. Hier war einmal Kultur wichtiger als der Spartrieb. Heute ist das Fürstenzimmer, in dem das „Café Unerwartet“ betrieben wird, wieder ein Schmuckstück des Bahnhofs.

Dirk Strohmann, Mitarbeiter des Amtes für Denkmalpflege des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, hat den Bau des Bahnhofs, seine Etappen und Veränderungen und seine Instandsetzung dokumentiert und dabei den Schwerpunkt auf das Fürstenzimmer gelegt. In einem eigenen Abschnitt wird anschließend das Detmolder Prachtstück in den Kontext anderer erhaltener Fürstenwarträume gestellt, mit einem Schwerpunkt auf Westfalen und Lippe. Ergänzt wird die Darstellung durch eine Auflistung von Fürstenbahnhöfen und Fürstenzimmern in Deutschland von den Anfängen der Eisenbahn bis zum Ende der Kaiserzeit.

Der reich mit Karten, Plänen und Risszeichnungen, mit alten Ansichten und modernen Fotografien in hervorragender Qualität ausgestattete Band sei zur genüsslichen Durchsicht und Lektüre unbedingt empfohlen – bevorzugt und angemessen auf einer Bahnfahrt durch Lippe.

*Andreas Ruppert*

*Frank Meier (Bearb.): Felix Fechenbach Lesebuch. Köln 2009 (Nylands Kleine Westfälische Bibliothek) – 153 S., 3 Abb.*

Felix Fechenbach - „der Pazifist, der Sozialist, der Jude“ als welcher er bei seinen politischen Gegnern der extremen Rechten verschrien war - lohnt immer eine Beschäftigung. Und das nicht nur, weil er ein herausragendes Beispiel von politischem und journalistischem Engagement im Kampf gegen die rechts- wie links-extremistische Bedrohung der Weimarer Republik darstellt. Fechenbach ist zugleich ein beeindruckendes Beispiel eines feinsinnigen und sensiblen Menschen, der sich für die „vom Leben gebeutelten“ Frauen und

Männer der unteren Schichten einsetzte, ihren Alltag und ihre Schicksale ebenso plastisch wie drastisch in Reportagen schilderte. Für die Nationalsozialisten war er das Feindbild schlechthin. Schon mit Beginn seines Wirkens in Lippe im Herbst 1929 war er Zielscheibe eines unbändigen Hasses. So war es auch für aufmerksame Zeitgenossen nicht allzu überraschend, als es im August 1933 hieß, Fechenbach sei bei der Überführung in das Konzentrationslager Dachau „auf der Flucht erschossen“ worden. Bereits 1936 erschien im Exil das vom Journalisten Walter Victor herausgegebene „Felix-Fechenbach-Buch“, das einige seiner bedeutendsten und bekanntesten Artikel enthielt. Die Beiträge seiner berühmten Kolumne „Nazi-Jüsken“, die 1932/33 im lippischen „Volksblatt“ erschienen, wurden 1983 von Peter Steinbach herausgegeben.

Frank Meier folgt nun mit dem „Felix-Fechenbach-Lesebuch“. Der Gedanke, Artikel aus allen Perioden der Schaffenszeit des Journalisten Fechenbach noch einmal gesammelt darzubieten, ist durchaus anerkennenswert, zumal die Forschung nicht stehen geblieben ist. Leider aber erfüllt die von Meier getroffene Zusammenstellung aus mehreren Gründen die in sie gesetzten Erwartungen nicht. Wer neue, bisher weniger oder gar unbekannte Texte Fechenbachs erwartete, sieht sich enttäuscht. Die Texte entstammen zum größten Teil den beiden oben genannten Werken. Enttäuscht sieht sich aber auch derjenige, der die Texte noch nicht kennt und einen Überblick über die Entwicklung des politischen Journalisten Fechenbach erhalten möchte. Der Leser erfährt leider nicht, wann und in welcher Zeitung oder Zeitschrift die Artikel erstmalig erschienen sind. Das ist ein großes Manko! Im Nachweis wird wiederum nur auf die o.g. Werke verwiesen. Zu gern würde doch der Lipper erfahren, wo „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt“ von Fechenbach veröffentlicht wurde. Stattdessen sind die Beiträge sortiert nach einer scheinbaren Chronologie, die sich an biographischen Wegmarken Fechenbachs orientieren soll.

Und hier zeigt sich ein weiteres Manko, das – zugegebenermaßen – Ansichtssache ist: Der Leser erfährt erst im Nachwort mehr über das Leben Felix Fechenbachs. Dieses Nachwort hätte nach Meinung des Rezensenten ein Vorwort sein müssen. Am Ende wären dagegen eine Zeittafel und ein Literaturverzeichnis hilfreich gewesen. So ist die Zusammenstellung Meiers für diejenigen, die sich erstmals mit dem Wirken Felix Fechenbachs befassen wollen, durchaus akzeptabel, weitergehende Ansprüche erfüllt sie aber leider nicht.

*Jürgen Hartmann*

## **Impressum**

Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte.

Herausgeber und Redaktion:

Jürgen Hartmann (Rheine) und Andreas Ruppert (Paderborn).

V.i.S.d.P.: Jürgen Hartmann, Barbarastraße 36 c, D-48429 Rheine.

URL: [www.rosenland-lippe.de](http://www.rosenland-lippe.de)

Anfragen, Beiträge etc. an: [rosenland-lippe@web.de](mailto:rosenland-lippe@web.de)

Erscheinungsweise: ca. 2 Ausgaben / Jahr.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Herbst 2010.

Redaktionsschluss: 15. Oktober 2010.